



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 42.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. Hanna.

(Fortsetzung.)

Meine ursprüngliche Absicht war gewesen, erst nach dem Frühstück, etwa um neun oder zehn, die Reise anzutreten, meine acht Stunden Weg zu machen und dann irgendwo zu übernachten, nun aber entschloß ich mich, schon bei Tagesanbruch aufzubrechen. Ich fürchtete, Nadelminen, die jedenfalls in der Frühe von Falmouth ankam, noch einmal begegnen zu können, und dem wollte ich aus dem Wege gehen.

Nach einem Abschiedstrunk, bei welchem John Rudd die herzlichsten Wünsche für mein Wohlergehen ausbrachte, stand er auf und verabschiedete sich. Ich begleitete ihn bis zur Gartentür.

Hier schüttelte er mir noch einmal kräftig die Hand.

„Habt ein Auge auf den Dufel, wenn ich fort bin,“ sagte ich; „Gwendolwy ist zwar nicht so weit weg, aber doch weit genug, wenn etwas Schlimmes passiren sollte. Der alte Mann hat einen Freund nötig. Sollte also je etwas vorkommen, so verfehlt nicht, mich sofort davon zu benachrichtigen.“

„Das soll geschehen, Master Hugh,“ erwiderte John Rudd. „Es thut mir ohnehin leid, den armen Mann so gebrochen herumlaufen zu sehen.“

Noch ein herzlicher Händedruck und er ging dahin auf dem vollmondsbeschieneren Weg. Ich war eben im Begriff, wieder ins Haus zurückzukehren, als ich einen Druck auf meinem Arm fühlte. Es war Annie, die mir nachgegangen und nun in leiser, beinahe flüsternder Stimme zu mir sprach:

„Hugh, lieber Hugh, es ist dies die letzte Nacht, für lange Zeit wohl, wo wir bei einander sein werden. Ich möchte noch mit Dir sprechen, bevor Du gehst, möchte ganz sicher sein, daß wir Freunde geblieben, trotz allem, was geschehen.“

Ihre Stimme brach unter Thränen. Voll Bärtlichkeit und Mitleid legte ich meinen Arm um sie und küßte sie auf die Stirne.

„Mehr als Freunde, Annie,“

Illust. Welt. XXXIV. 21.

erwiderte ich, „Bruder und Schwester, als ob eine Mutter uns geboren.“

„O, Du bist so gut, so gut,“ sagte sie, ihren Kopf auf meine Schulter legend. „Denke nicht, daß ich undankbar sei, denke nicht, daß ich nicht einsehe, wie aufopfernd Du immer gewesen, wie Du nur für andere gedacht und gesorgt hast und nimmer für Dich. — Aber, lieber Hugh, zürne mir nicht, wenn ich von etwas sprechen, über etwas mit Dir reden will, was mir schon lange schwer auf dem

Herzen liegt und was Du wissen sollst, wissen mußt, bevor Du gehst.“

„Was ist's, Annie?“

„Es ist wegen Miss Graham. O, sei nicht böse! Nicht um die Welt möchte ich Dir wehe thun!“

„Sprich nicht von ihr!“ sagte ich erregt.

„Aber Du liebst sie, Hugh, Du liebst sie — meinst Du, ich hätte es nicht bemerkt?“

„Ja, Annie, ich liebe sie. Was liegt auch daran, weiß

ich doch seit langer Zeit, daß meine Liebe eine hoffnungslose, thörichte war. Sie ist so weit von mir entfernt wie jener sunfelnde Stern da droben. Ich hätte das von Anfang an bedenken sollen.“

Annie schaute zu mir auf und sah mich lang und ernsthaft an. Dann sagte sie:

„Zuweilen habe ich gedacht, daß Du unrecht thuest, Dich abzuhärten, denn Du bist jede Lady der Welt wert, zuweilen dachte ich mir, daß wenn Du nur gesprochen haben würdest, Du erhört worden wärest. Warum gibst Du sie auf? Es ist vielleicht jetzt noch Zeit.“

„In einigen Tagen, Annie, wird sie Mrs. Redruth sein.“

„Niemals, niemals!“ rief meine Cousine mit seltsamer Festigkeit.

„Warum nicht? Die Vorbereitungen sind alle getroffen. Und selbst wenn dem nicht so wäre, was würde es mich nützen? Große Damen heiraten keine Bettler, kleines Menschenkind.“

„Und doch,“ beharrte Annie, „glaube ich nicht, daß die beiden jemals Mann und Frau werden.“

„Wie kannst Du das behaupten, hast Du irgend welche Gründe dafür?“

„Ja, Hugh. Frage mich nicht weiter, aber versprich mir, versprich mir, nicht ganz zu zweifeln; denn Du trägst sie tief im Herzen, nicht? Und ich — ich weiß es, was Du fühlen mußt mit einer Liebe wie die Deine.“

Als sie so sprach, kam der alte, längst gehegte Verdacht wieder über mich, jener Verdacht, der, wäre ich nicht so ganz unbekannt mit der Welt gewesen, längst in mir zur Gewissheit hätte werden müssen. Ich bog mich auf sie herab und schaute ihr ins Gesicht, das der Mond mit lichtigem Schimmer übergoß.

„Annie,“ sagte ich, „hast Du mir nicht noch etwas anzuvertrauen, bevor ich gehe?“

„Nein, lieber Hugh.“

„Ich meine — wegen Deiner.“



Siebenbürgische Muldenzigeuner. Originalzeichnung von Professor Remes Ledón. (S. 494.)

Wie sie zitterte. Ich konnte das Pochen ihres Herzens fühlen, als ich fortfuhr:

„Sieh, Annie, ich hatte schon die ganze Zeit meine eigenen Gedanken hierüber, ich habe sie jedoch für mich behalten. Du weißt, was ich Dir schon früher über George Rebruth sagte. Hatte ich recht oder nicht?“

„Frage mich jetzt nicht darüber,“ schluchzte sie. „Eines Tages, bald wohl, sollst Du alles erfahren — aber jetzt nicht, heute nacht nicht.“

Ich sah ihre Seelenpein und berührte die Sache nicht weiter. Ins Haus jedoch gingen wir noch nicht. Am Gartenthor lehndend, sprachen wir noch von dem und jenem, von den alten Zeiten, von ihrem Vater, ihrer Mutter, von manchem, das unserem Herzen nahe lag, nur von dem nicht, was dem meinsten das nächste war. All mein Groll wegen des Jammers, den sie über uns gebracht, schwand und wandelte sich in brüderliche Teilnahme und Sympathie. Sie war mein liebes, kleines Cousinchen wieder, meine Vertraute, meine Freundin. Der Friede der stillen Nacht senkte sich auf uns herab und erfüllte unsere Seelen mit seiner Weisheit; niemals werde ich diesen Abschied vergessen.

„Was immer geschehen möge,“ sagte ich, als wir uns zum Hineingehen wandten, „vergiss nicht, daß ich Dir ein treuliebender Bruder bin!“

„Teurer, teurer Hugh,“ erwiderte sie. „Ich habe Dich nicht halb genug lieb gehabt. O, hätte ich mich doch von Anbeginn an Dir anvertraut — doch noch ist es nicht zu spät und möge Gott mir beistehen — ich will versuchen, meine Schuld zu sühnen!“

#### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Andern morgens machte ich mich gleich nach Tagesanbruch auf den Weg. Alles, was ich mit mir führte, war ein derber Wanderstab und mein kleines Ränzchen, das ich auf den Rücken geschmollt hatte, meine andere irdische Habe hatte ich schon tags zuvor durch den Boten vorausgeschickt. Meine Tante und Annie begleiteten mich bis zur Gartenthüre, während der Onkel mit mir durchs Dorf ging und noch ein Stück über dasselbe hinaus. Er war in seinen Arbeitskleidern zum Tagewerk in der Mine gerüstet.

Kaum ein Wort wurde zwischen uns beiden gewechselt, bis wir zu dem Feldweg kamen, der über das Moor führte. Hier stand ich still und streckte meine Hand aus, die er mit seinen beiden Händen umfaßte und mir dabei ins Gesicht sah. Er war sein Lebtag keiner von den Weichherzigen, in diesem Moment aber waren seine Augen naß.

„Hugh, mein Junge, ich weiß, daß Du nicht weit weg gehst, aber es ist mir doch, als ob wir uns lange nicht mehr wiedersehen werden. Ich habe Dich lieb gehabt wie meinen eigenen Sohn. Wenn mit mir etwas vergehen sollte, wirst Du auch Deiner alten Tante ein Sohn bleiben, nicht wahr?“

„Ob ich das bleiben werde!“

„Und Annie — armes Mädel! Wirst Du der armen Annie Bruder sein?“

„Dessen sei versichert!“ antwortete ich. „Doch nichts von solchen Gedanken, Onkel; wir werden bald alle wieder beisammen sein.“

„Mag sein, Junge, mag sein, aber sieh, ich bin ein alter Mann schon und es geht zu Ende mit mir. Es sieht was da drin, das nagt und frisst wie der Wurm in der Bibel. Aber ich muß warten und tragen, warten und tragen — versprich mir's noch einmal, Hugh, nicht wahr, Du verlässest die alte Frau nicht und unser klein Mädel.“

Ich versprach's aus ganzem, vollem Herzen. Immer noch hielt er meine Hand umfaßt und schien im Begriff, mir noch etwas sagen zu wollen, er schwieg jedoch mit einem tiefen Seufzer. Dann segnete er mich, sah mir noch einmal voll ins Gesicht, drückte mir noch einmal die Hand und ging. Tief bewegt sah ich ihm nach, bis er um die Ecke des Dorfweges bog, dann nahm ich meinen Stab fest zur Hand und betrat den Fußpfad über das Moor.

Der Tag war schön und still, einer jener ersten ruhigen Tage im Jahre, wo die Kälte des Winters die Erde zwar noch immer in Banden hält, aber doch schon durch die ganze Natur ein Ahnen kommenden Frühlings geht. Der Tau glitzerte auf dem Heidekraut und reichte an die nackten Zweige des Ginsters und Psorienkrautes seine Silberperlen, vom Grund hob sich eine Lerche in die Lüfte und schmetterte ihr Morgenlied so fröhlich himmelwärts, als ob es wirklich schon Frühling gewesen wäre.

Einem der Schäferpfade folgend, befand ich mich bald auf dem offenen, wilden Moor. Ich drehte mich noch einmal um und sah St. Gurlott im Glanz der Morgen Sonne daliegen, während drüber hinaus die weite, flimmernde See lag. Das Herz ging mir auf in Liebe zu dem alten, teuren Orte, als ob ich zu den Antipoden und nicht bloß in die nächste Grafschaft ginge — die Entfernungen mißt eben die Sympathie und nicht der Meilenzeiger.

Ich winkte St. Gurlott noch einen letzten Abschiedsgruß zu, dann wandte ich mich wieder und wanderte weiter. Rund um mich dehnte sich, einem See gleich, das Moor, größtenteils ganz flach und nur hie und da zu kleinen steinigen Hügeln sich erhebend oder zu feuchten, sumpfigen Höhlungen sich vertiefend. Von Zeit zu Zeit kam ich an einem der Moorbauern vorbei, der Dorf grub oder Ginster zu Brennmaterial sammelte; meistens jedoch waren Weg und Gegend einsam, höchstens daß etwa ein verirrtes Schaf oder Stiel Braunvieh zu sehen war. Habichte und Raben hingegen, für die das Moor ein ergiebiger Jagdgrund war,

flogen zahlreich herum, ich muß jedoch gestehen, daß ich, da mich der Kummer etwas abergläubig gemacht, die schwarzen, krächzenden Gesellen nicht mit besonders günstigen Augen ansah.

Je weiter ich wanderte, desto wilder wurde die Gegend. Große Granitblöcke lagen überall zerstreut, wie die stummen Zeugen einer untergegangenen Welt, ich wußte auch wohl, daß der Boden, auf dem ich ging, einst Meeresgrund gewesen und daß diese mächtigen Steine von noch mächtigeren Wogen umspült und hieher gewälzt worden waren, lange vor dem Erscheinen des Menschen.

Obßen jedoch das Stück Erde, auf dem ich wanderte, wild und winterlich war, spannte sich doch ein heller, klarer Himmel darüber, von dessen reiner Bläue sich zahllose leichte Federwölkchen schimmernd abhoben; wäre mein Herz weniger traurig gestimmt gewesen, ich hätte wahrhaftig die eigentümliche Schönheit der ganzen Scenerie nicht genug bewundern können. Immerhin that mir die scharfe, schneidende Moorlandluft gut, ich sog sie in vollen Zügen ein; nach und nach verschwanden auch die dunklen Schatten, die auf meiner Seele ruhten, meine Mannheit kehrte wieder und immer kräftigeren Schrittes wanderte ich vorwärts über das öde, einsame Land.

Um die Mittagzeit hielt ich an einem Farmhause, das manche Meilen weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt lag, von Wiesen umgeben, die ein Moorbad durchfloß. Wie ich mich der Thüre näherte, umringte mich bellend und kläffend eine Anzahl wilder Schäferhunde, so daß ich mir erst mit meinem Stoc Ruhe verschaffen mußte; die einfachen Leute empfingen mich jedoch mit echter Hirten-gastfreundschaft und bewirteten mich mit allem, was sie hatten, mit Brot, Käse und Milch. Die Ankunft eines Fremden war ein Ereignis in ihrem Leben, sie hatten hundert Fragen an mich zu stellen über meine Herkunft, meinen Stand und mein Reiseziel.

Die Sonne war bereits am Untergehen, als ich Tornberne erreichte, das Dorf, wo ich zu übernachten beschloß. Es war eine Minenniederlassung, als was es sich schon durch die Menge von Fuhrwerken, Arbeitsleuten und essentragenden Weibern und Kindern von weitem ankündigte. Ich übernachtete dort und setzte andern Morgens meine Reise fort. Bald nach Mittag erreichte ich meinen Bestimmungsort. Die Tante hatte recht gehabt, es war wirklich ein einsamer Platz, an dem Ufer eines kleinen Flüsschens gelegen und allseitig von felsblockbesätem Moore umgeben. Die Mine, als deren Aufseher ich engagiert worden war, gehörte Lord X., der in seinem nahegelegenen Schlosse residierte, während sein Sachwalter unten im Dorfe wohnte. Ich stellte mich noch zu guter Zeit vor und wurde unmittelbar darauf in meinen neuen Posten eingesetzt.

Bevor noch der Tag herum, war ich mir vollkommen über die Gründe klar, welche bei meiner Anstellung maßgebend gewesen waren — man hatte einen Mann gesucht, der sich, wie man zu sagen pflegt, vor dem Teufel nicht fürchtete. Die Miner in Gwendowey waren ein wildes, gottloses Volk, und mein Vorgänger, ein älterer Mann schon, war mehr als einmal in Gefahr gewesen, totgeschlagen zu werden; da war nun ich, der immer noch des Mordes Verdächtige, ganz die richtige Person. Der Ort hatte, wie ich bald erfuhr, den denkbar schlechtesten Ruf; es hätte sich so leicht nicht jemand gefunden, der überhaupt die Stelle angenommen haben würde.

Gleich bei unserer ersten Unterredung gab mir der Sachwalter zu verstehen, daß die Miner einer eisernen Hand bedürften, sie im Zaum zu halten; mir kam dies eher gelegen, denn ich sehnte mich nach angestrenzter Thätigkeit, je verzweifelter, desto besser. Den gleichen Nachmittag nahm ich den Platz in Augenschein und fand mich wiederum in Augenschein genommen von einer Bande von Kerlen, wie ich nie zuvor eine bei einander gesehen. Gemurmel und Gemurre empfing mich allseitig, denn die Leute waren lieber unter der Aufsicht eines der Ihrigen, eines rothaarigen Riesen Namens Michael Loo gestanden, der dadurch, daß er des Lesens und Schreibens kundig war, eine gewisse Autorität über sie erlangt hatte.

Schon am ersten Tage nach meiner Einführung begannen die Feindseligkeiten. Ich stand gerade bei der offenen Mine und gab einige Anweisungen, als jener Loo, die Piskart auf der Schulter, gegen mich anrannte, so daß er mich beinahe über den Haufen warf. Ein rohes Gelächter begrüßte diese Handlung.

„Können Sie sich nicht einen andern Platz zum Herumstehen auswählen, Master?“ schrie der Bursche, mich zum höchsten Gaudium der umstehenden Männer, Weiber und Kinder mit wilder Grimasse angrinsend.

Ich sah ihm fest ins Gesicht, wie man etwa einem wütenden Bullen ins Auge sieht. Was ich sah, schreckte mich nicht. Der Kerl war nichts als ein wilder Stier und ich hatte schon mehr mit solchen zu thun gehabt. Wollte ich meine Autorität an dem Platz aufrecht erhalten, so mußte ich ihn unter allen Umständen zur Raison bringen.

„Wie heißt Ihr?“ fragte ich gelassen.

„Wie ich heiße?“ erwiderte er, nach rechts und links Blicke werfend, als wollte er sagen: Paßt auf, jetzt geht's los. „Wie ich heiße? — Michel Loo ist mein Name, er ist allermindestens so gut wie der Ihre, ich wette drauf!“

Ein wiederndes Gelächter folgte dieser Antwort.

„Und ich heiße Hugh Trellany und bin hier der Meister; ich wünsche, daß Ihr das nicht vergeßt. Wenn doch, so

werde ich dafür sorgen, daß es Euch in Erinnerung gebracht wird.“

„So, so, Sie wollen dafür sorgen, ha, ha!“ höhnte der Riese. „Und der Meister sind Sie hier? Kameraden,“ fügte er hinzu, rundum schauend, „habt ihr's gehört? Nehmt eure Hüte herunter! Das seine Herrschen da ist Meister in der Mine. Zieht die Hüte herunter, sag' ich!“

Und dem Worte die That folgend lassend, verbeugte er sich in spöttischer Weise vor mir. Mein Blut war nun auch in Wallung gekommen, ich sah ihm fest entschlossen ins Gesicht. „Vorwärts, an Eure Arbeit!“ sagte ich. „Kein Wort mehr! Thut, wie ich es Euch heiße!“

Sein Benehmen ging von Spott zu wilder Entschlossenheit über.

„Wer will mir befehlen?“ sagte er, seine Piskart schwingend.

Bevor er nur daran dachte, hatte ich die gefährliche Waffe seinen Händen entrisen und hinweggeschleudert; er ballte nun wütend die Fäuste und fiel in Vorerstellung gegen mich aus, ich hatte dies jedoch erwartet und verfechte ihm einen Schlag, der ihn betäubt zurücktaumeln ließ. Die Leute drängten sich enger um uns, murrnd und drohend.

Aber Michel Loo hatte genügend Vertrauen in seine eigene Kraft, er stieß einen prahlerischen Fluch aus und hieß die Menge zurückweichen.

„Ehrlich Spiel, ihr Bursche!“ schrie er, mich von neuem höhnisch angrinsend. „Ueberlaßt das Herrchen nur mir allein, es scheint mir, er will eine regelrechte Vorerlektion haben!“

Die Männer, die bemerkt hatten, daß ich einen Augenblick die Riesengestalt meines Gegners zögernd maß, erhoben ein höhnisches Gelächter.

„Oh, schaut ihn an, er hat Angst! Er traut sich nicht!“

Ein alter Mann, der in seinem Wesen etwas Besseres als die anderen hatte, näherte sich mir jetzt und flüsterte mir zu:

„Laßt den Streit liegen, Master. Er schlägt Sie zusammen wie ein Ei, wie er's Ihrem Vorgänger einst gemacht. Geben-Sie lieber nach!“

Das entschied. Im Nu hatte ich meinen Rock abgezogen, der Hut flog zu Boden und, die Fäuste ballend, faßte ich den Riesen ins Auge. Schon dies brachte die allgemeine Stimmung etwas auf meine Seite, leises Beifallsgemurmel ertönte. Die Leute traten uns näher, sie bereiteten sich auf das kommende Vergnügen vor: eine regelrechte Vorerlektion, es war zu schön!

Michel Loo kam auf mich zu wie ein Goliath, beim ersten Zusammentreffen aber merkte ich, daß er keine Schule hatte; ich hatte ein wenig, und obwohl weniger fortpulent als er, besaß ich doch Muskeln und Sehnen von Stahl, dank meiner allzeit mäßigen Lebensweise und dem immerwährenden Aufenthalt in freier Luft. Das Resultat war leicht vorauszu sehen. Michel Loo lag bald von einem wichtigen Schlag unters Kinn getroffen auf dem Boden; ein Kamerad hob ihn auf und legte seinen blutenden Kopf auf sein Knie.

„Na, Jungens,“ sagte ich, „ich denke, ich habe meinen Einstand bezahlt, wenn aber irgend einer von euch denkt, es sei noch nicht genug, so mag er herkommen, er kann auch noch was abkriegen!“

Diese Rede, ganz in der Manier meines Gegners gesprochen, vervollständigte meinen Sieg, sie wurde mit lautem Gelächter und einem Hoch erwidert. Zu meinem Erstaunen umringten mich die Leute und schüttelten mir die Hand. Auch Michel Loo erhob sich mühsam, näherte sich mir und streckte mir seine Riesenfaust entgegen.

„Ihre Hand, Master,“ sagte er. „Können Sie mich unterbringen, so zwingen Sie zwei von denen da. Herr Gott nochmal, Master, Sie verstehen's; ist's wahr oder nicht, ihr Bursche? Ihre Hand, Herr, Sie sind, hol mich der Teufel, der richtige Mann für den Platz!“

Wir schüttelten uns die Hände und von diesem Augenblick an war meine körperliche Ueberlegenheit unbestritten. Statt meinen Gegner zu entlassen, beließ ich ihn an seiner Stelle und mit der Zeit wurde er sogar meine rechte Hand. Mein Debut war ein erfolgreiches gewesen und nach diesem Tage hatte ich wenig Mühe mehr, meine Autorität zu wahren als Aufseher der Mine von Gwendowey.

(Fortsetzung folgt.)

#### Siebenbürgische Muldenzigeuner.

(Bild S. 493.)

Unter den Zigeunern, die Siebenbürgen durchstreifen, gebührt nicht die allerletzte Stelle denjenigen, die mit Muldenausgehöhlen beschäftigt sind, denn die Mulde ist in Haus- und Landwirtschaft ein fast unentbehrliches Gerät.

Was die Muldenzigeuner betrifft, gehören sie zu derselben Volksklasse, die in Siebenbürgen gewöhnlich die Musikanten, Kohlen- und Ziegelbrenner, Aesfessler und Topfbinder repräsentieren. Die Muldenzigeuner sind ebenso vollblütige Zigeuner wie jene; sie besitzen in jeder Hinsicht dieselbe Natur. Sie können sich sehr gut vorstellen, sind listig, schmutzig, asphaltfärbig, aber in der Arbeit eifrig und geschickt.

Zur Sommerzeit durchstreifen sie in kleinen oder größeren Scharen — gewöhnlich mit ihrer Familie — die Gegend und lehren bei den Gutsbesitzern, die zur Muldenfabrikation geeignete Pappel- oder Weidenbäume besitzen, ein. Auf Grund der zwischen ihnen gepflogenen mündlichen Unterhandlung gehört die Hälfte des Er-

zeugnisses den Arbeitenden, während die andere Hälfte dem Gutsbesitzer zufällt.

Der Stamm des abgehauenen Baumes wird vor allem nach der Länge gespalten und nachher mit dem Beile grob ausgegärtelt; erst nach dieser Arbeit beginnt die Ausschöpfung derselben mittels eines scharfen Werkzeuges, mit dem sie sehr rasch und geschickt umzugehen verstehen. Zum Schlusse wird die Mulde mit einem scharfen, messerartigen Werkzeug sauber geglättet.

Nach Beendigung der Muldehöhlung werden die Reste in die Arbeit genommen und diese liefern die hölzernen Schlüssel, von welchen ein Duzend volle zehn Kreuzer kostet, da in Siebenbürgen unter den Rumänen selbst die Blechlüssel als Luxusartikel gelten!

R. Cr.

### Vom alten zu dem neuen Heim.

(Bild S. 497.)

Der alte Pächter Jos Robinson verließ Oberhills-Edge, das Gut des Squire Randon, und zog weiter nordwärts. Es war ein schwerer Entschluß für den alten Mann, aber was war zu thun? Es war hart genug, daß er in seinen alten Tagen sich ein neues, fremdes Heim suchen und gründen sollte; es war fast undenkbar, daß er sich in seinem Greisenalter noch an eine ungewohnte Stätte gewöhnen möge; keinem Menschen wird es einfallen, einen hundertjährigen Eichbaum aus seinem Erdreich zu graben und ihn mit seinen abgestorbenen Wurzeln einige Meilen davon in Gartenerde zu pflanzen, in der Meinung, er werde dort fortleben. Jeder, dem man dergleichen mitteilte oder vorschlug, mühte lachen wie über einen Scherz oder sich ärgern wie über eine Fopperei. Ein alter Wurzelstamm neues Leben gewinnen in fremdem Boden — das ist eine absurde Idee!

Aber mit Menschen macht man nicht so viele Umstände wie mit Bäumen, entweder weil sie nicht so viel wert sind oder weil über ihnen oft ein böses Geschick waltet.

So kam es, daß der alte Jos Robinson aus seinem Farmhause Graystock zog, aus dem Farmhause, in welchem schon sein Vater unter dem Squire William gehaust hatte, wo Jos selber geboren worden war, wo er als Knabe gespielt, wo er seine Kitty kennen gelernt hatte, die Kitty mit dem rufbraunen Haar und dem treuen, tapferen, braven Herzen! Arme Kitty! Sie war jung gestorben. Und glückliche Kitty, daß sie diesen Tag nicht mehr erlebt!

Warum der alte Jos Robinson fortzog? — Weil ihn Squire Randon dazu zwang. Gutsbesitzer finden immer ein Mittel, Leute, welche ihnen im Wege sind oder gegen welche sie einen Groll hegen, vom Gute zu bringen, und seien es die tadellosten Menschen und seien es die pünktlichsten Zahler! Da wird hinarbeitet, gekittet, verirrt, tribuliert, intriguiert, attackiert, bis der lästige Pächter des Dinges müde wird und den Wanderstab ergreift. So war's auch hier der Fall gewesen, und eigentlich konnte man's dem alten Squire gar nicht so übel nehmen; er war von Natur kein böser Mensch, kein rauher, herrscher Gutsbesitzer, aber es mußte ihn doch verbrießen, daß sein einziger Sohn und Erbe, der junge Squire William, eine Art Liebeshast anfang mit der hübschen Kitty, der Tochter des alten Jos!

Was sollte daraus werden? Und alle Welt sprach schon davon, das ganze Gut — sogar in den Küchen und in den Pferdeställen wurde es als ausgemachte Thatfache angenommen, daß Squire Willie der hübschen Kitty Hofire.

Und in der That, was sollte daraus werden? Der alte Randon hatte ganz recht, wenn er das fragte, sich und andere, und wenn er dabei seinen Stok auf die Erde aufstieß, als ob er aus dieser eine Antwort hervorlocken könnte.

Die Erde nun weiß gar viel, aber sie plaudert nichts aus. Sie besitzt gar manches Geheimnis, aber sie bewahrt dasselbe gut.

Was soll daraus werden! Die Erde weiß von vielen gebrochenen und stillgewordenen Herzen — die Folgen von dergleichen Liebeshändeln, — sie wäscht von Thränen und von Blut zu erzählen, von Troy und Sünde, die aus der gleichen Saat emporwuchert, aber sie bleibt stumm und hatte auch auf die jorilige Frage Sir Randons keine Antwort.

Sir Randon war, wie gesagt, kein böser Mann, auch kein allzu hochmütiger, und er kalkulierte also, wenn er des Abends unter den rauschenden Zweigen seiner Lindenbäume im Parke dahinschlurft und im Obhgarten daneben Kitty sah, wie sein eigener Sohn ihr die Büsche bescheiden half.

„Wenn der Junge ein Keel wäre, wie sich's gehört!“ brummte er. „Zur Gattin kann er Kitty nicht machen. Aber wenn er treu und echt wäre, würde er sie doch dazu machen, seinem Stande, den Vorurteilen und mir selber zum Troy!... Aber Willie ist kein Mann, nur ein — junger Herr. Er ist nicht echt, er ist nicht fest, er ist nicht treu. Ich kann ihm das Ding nicht gestatten und er wird sich's nie ertröhen, ich kann's um des armen Mädels willen nicht so weiter gehen lassen. Der Barische bringt sie ins Unglück, in schlechten Ruf, und zieht sich dann feig zurück und findet tausend Ausreden zu seiner Entschuldigung und ich muß noch thun, als ob ich ihn für einen sehr folgamen Sohn halte, wenn er mit seine reiche Cousine Selitta heiratet... Und die arme Kitty — und der alte Mann — nein — dem muß ein Ende gemacht werden, schon um des armen Mädels willen!“

Und Sir Randon machte ein Ende, das heißt er hinarbeitete, kessierte, brüskierte den alten Jos Robinson so lange, bis der nicht anders konnte, als fortziehen.

Und der junge Squire? Der schöne Mr. Willie war sehr gekränkt über seinen Vater; er that sehr trozig, gegen Kitty sehr verzweifelt und im übrigen ging er mit seinem guten Freunde Titus jagen.

So kam der Tag und so kam die Stunde, wo Jos Robinson aus dem alten Heim in das neue, in ein kleines Farmhaus, viele, viele Meilen von dem Gute des Squire Randon entfernt, auf eine Farm, wo ihm alles fremd war — jeder Strauch, jeder Acker, die Aussicht und der Herd, wo ihm das Rauschen der Bäume über dem Haupte unverständlich war, wo die Frucht aus dem Boden ihn anhaute mit verständnislosem Wesen.

Der Wagen mit den alten Möbeln ward vorausgeführt in den strahlenden Morgen hinein und Jos, Kitty und Doggy, der alte Hund, folgten hinterdrein. An der Grenze des Gutes machte Jos Kopf und ließ sich am Wegrajen nieder. Er that, als ob er müde

sei, aber es war ihm, als könne er nicht fort von hier, von der Heimatsholle, und wie er dem sich entfernenden Wagen nachblickte, da rannen ihm die Thränen über die gesuchten Wangen und er mußte sich sagen: „Dort sind die altvertrauten Möbelstücke, die Gefährten meines Lebens — jedes davon ist mit ihr, mit meinem seligen guten Weibe irgendwie verbunden, den besten Teil des Heims führe ich ja doch mit mir — die Erinnerung!“

Aber selbst dem alten Doggy ward's zu dumm, als er an der Biegung der Straße den Wagen mit den Geräten verschwinden sah; er bestie auf, lief zu seinem Herrn zurück und sprang hin und sprang her, als wollte er sagen: „So komm! Sie nehmen uns das ganze Haus fort und ich gehöre ja dazu, ich bin ebenfalls ein Möbelstück, wie der Tisch, wie die Stühle, wie die Kästen — ich muß mit, wirst doch nicht allein da zurückbleiben wollen?“

„Ich überleb' es nicht!“ sagte der alte Jos für sich, wie er dem Wagen nachschaute. „S' wird nicht lange mehr dauern!“ — Das war ein Trost.

Kitty stand still und stumm neben ihm. Sie konnte nicht sprechen, die Kehle war ihr wie zusammengeschnürt, sie fuhr nur manchmal schmeichelnd, zärtlich, tröstend über das Haupt, über die Schulter des Vaters.

Arme Kitty! Arme Kitty! Der Vorwurf frag an ihr, daß sie die Schuld trage an dem, was geschah, an diesem Tage, an dieser Trennung.

Arme Kitty! Arme Kitty! Und ihr Wesen war grauamer gebrochen an dieser Stelle des Scheidens als das des alten Mannes, denn ihr Herz blieb zurück, ihr Herz mit all seinen Fibern, das in dem Boden wurzelte, welchen der gleichgiltige Fuß des Geliebten trat.

„Es wird nicht mehr lange währen!“ hatte sich der alte Jos gesagt. Aber lange vor ihm grub man die arme Kitty ein; sie war gestorben ohne Vorwurf, ohne Klage, fast ohne Krankheit. Der alte Mann, Doggy und die Möbel lebten noch lange.

G. M. Barons.

### Josef Viktor von Scheffel.

(Portrait S. 500.)

Am Abend des 9. April starb zu Karlsruhe, wohin er, fast sterbend, überführt worden, der volkstümlichste der deutschen Dichter unseres Jahrhunderts: Josef Viktor von Scheffel.

Geboren am 26. Februar 1826 als Sohn eines Oberbauverwalters, studierte er auf den Universitäten Heidelberg, München und Berlin die Rechte, war dann bei mehreren bairischen Kammern thätig, so 1850—1851 in Säckingen, wo die ersten Reime des „Trompeter“ entstanden, brach aber nunmehr die juristische Karriere ab und ließ sich, nach einer längeren Reise nach Italien, in Heidelberg nieder, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Ein Augenleiden unterbrach jedoch wiederholt seine Studien und führte ihn mehr und mehr der Poesie zu. Später lebte der Dichter eine Zeit lang in München und — als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg — in Donaueschingen, bis er einem Rufe des Großherzogs von Sachsen-Weimar folgte. Nach seinem Weggange von Weimar lebte Scheffel teils auf seinem Landhause bei Radolfszell am Bodensee, unweit des Hohentwiel, teils in Karlsruhe. Anlässlich seines fünfzigsten Geburtstags erhob ihn der Großherzog von Baden in den erblichen Adelsstand.

Scheffel schrieb: „Der Trompeter von Säckingen“ (1854), „Ettchard“ (1862), „Frau Aventure“ (1863), „Juniperus“ (1868), „Gaubernus“ (1868), „Vergypsalmen“ (1870), „Der Brautwillkomm auf der Wartburg“ (1873), „Waldeinamkeit“ (1878), „Der Heim vom Steyer“ (1883), „Hugideo“ (1884); davon er lebten Ettchard fünfundsiebzig, Gaubernus achtzig, Der Trompeter von Säckingen hundert und einige dreißig Auflagen, ein vollständiger Beweis, wie lieb und wert der Dichter seinem deutschen Volke geworden. Weiter soll ein fast vollendeter größerer kulturgeschichtlicher Roman, „Die Hunnenschlacht“, sich in seinem literarischen Nachlasse gefunden haben.

In Viktor von Scheffel ist ein Poet voll Ursprünglichkeit, überquellenden Humors und Innigkeit der Empfindung dahingegangen, ein Dichter, der nur deutsch fühlte und schrieb, der wie kein zweiter es verstanden, den übermütigen studentischen Ton zu treffen, wie der Romantiker neben ihrem empfindsamen Zuge ein fernig männliches, auch das Recht des Humors betonendes Wesen beizugeben.

„Ich habe ausgefungen!“ sagt Ettchard, da er vom Wildsirschen in die weite Welt hinaussteigt. Und im Vorbeiwandern am Hohentwiel schleudert er der Herzogin Hadwig einen Pfeil zu, um dessen Schaft seine Pergamentblätter gewunden sind, während ein Kränzlein von Wiesenblumen die Spitze umhüllt. Auf den Blättern steht das Baltharilied, das er in der Vergeinamkeit gedichtet, und als Gedenspruch ist am Eingang das Wort des Apostel Jakobus zu lesen: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden.“

Die Nation, deren treuer Sohn er gewesen, mag sein Andenken sich bewahren in dem Bilde des Pfeils mit den pergamentenen Blättern und dem Kränzlein Wiesenblumen. Das Pergament bedeutet die Auferweckung der Geschichte durch die Dichtkunst, das Kränzlein Wiesenblumen den anspruchslosen, treudollen Humor, den er, aus der Tiefe des Volksgemütes schöpfend, unserer Jugend in die Seele gesungen hat. — Er hat die Prüfung bestanden.

### Sinnsprüche.

Die verkeumderische Zunge tötet drei Menschen, den Verkeumder, den Verkeumdeten und den, der die Verkeumdung annimmt.

Der Jorilige genimmt nichts als seinen Jorin.

Der Mensch ward am sechsten Tage geschaffen, damit er nicht stolz werde: denn die Würde ward vor ihm erschaffen.

Kein Verdacht ist ganz unbegründet.

### Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von Alfred Stelzner.

(Fortsetzung.)

„Gabriele,“ redete Leonard sie nach langem Schweigen mit gepreßter Stimme wie aus brennender Seele an, „seit unserer Kindheit sind wir uns zu eigen gewesen; Du weißt es. Ich betete Dich an, mein Höchstes, mein Seligstes auf Erden und für alle Ewigkeit. Ich berauschte mich an Deiner Süße. Alle Wonnen waren mein in Deinem Besitz. — Ungeheuren Vorwurf hast Du auf Dich geladen, — mein ist ungeheures Elend.“

Sprachlos, abgewandten Blickes hatte Gabriele den zuckenden Worten gelauscht. Im Innersten erschüttert, starrte sie plötzlich auf Leonard hin.

„Nein und ewig nein!“ schrie er wild auf. „Du belügst Dich, Gabriele. Du kannst den andern nicht lieben! Ich lasse Dich nicht! Mein bist Du, mir gehörst Du, mir zu eigen immerdar!“

Mit heftigem Schritt hatte er sich ihr genähert.

Jetzt riß er sie an sich in jäher Umschlingung, als ob er nie wieder von ihr lassen wollte.

Wie erstarrt hing Gabriele in seinen Armen. In tödlicher Angst hatte sie beide Hände gegen ihn ausgestreckt.

Die unerhörte Liebeserklärung drang wie ein Donner in ihr opferbereites Herz, das in furchtbarem Kampf um der Ehre des Vaters willen den Geliebten verleugnet, einem Kampfe, den sie mit blinder Aufopferung ihrer selbst um anderer willen auf sich genommen und siegreich bestanden zu haben glaubte, dessen unseligste Zweifel aber jetzt mit verdoppelter Kraft an ihr Gewissen zurückschlugen.

Die unmittelbare Nähe des sie stürmisch und in ungestümer Wildheit an sich pressenden Mannes, dem jeder Nerv ihres zerquälten Herzens in hingebendster Liebe entgegenzuckte, von dem sie jetzt, nachdem ihr Schicksal unabwehrbar besiegelt, erst in unerhörter Weise erfahren mußte, daß er ihre seligsten und seit Tageswende zugleich qualvollsten Gefühle voll und ganz teilte, dem sie aber anzugehören selbst die leiseste Hoffnung in schmerzlichster Enttäuschung aufgeben mußte, versetzte sie in grenzenlose Verwirrung und raubte ihr jede zusammenhängende Ueberlegung.

„Sprich, süßes Weib!“ drang Leonard mit unendlicher Zärtlichkeit auf die Wehrlose ein, „sprich es aus, — sag, daß Du mich liebst!“

„Leonard!“ bebte es mit gebrochenem Laut von Gabriels Lippen. „Laß ab von mir! Laß mich frei!“ Sie rang sich von ihm los. „Ich kann nie die Deine sein.“

Leonard hatte plötzlich die Arme sinken lassen und war bestürzt zurückgewichen. Der fremdartige, unheimliche Klang der ihn niederschmetternden Worte hatte ihn fast mehr erschreckt als diese selbst.

„Gabriele!“ schrie er in leidenschaftlichem Schmerzausbruch auf. „Du verspiest Dein Leben, Dein Glück und Deine Seligkeit. Du kannst den Mann, der uns schlug und ins Elend stürzt, nicht lieben. Schwöre mir's zu, ob Du ihn liebst!“

Der berückenden Nähe des Geliebten wie einem magischen Banne entronnen, schien Gabriele ihre ganze Bestimmung wiedererlangt zu haben und mit vollem Bewußtsein die furchtbare Verantwortlichkeit ihrer Lage zu überschauen.

Sie hatte sich hoch aufgerichtet und blickte groß und in unendlichem Mitleid zu Leonard hin. Jener süßschmerzliche Ausdruck opferfreudiger Entsjagung leuchtete wieder in ihren Augen.

„Du fragst mich, Leonard! Ich bin gebunden, unauf löslich für diese Welt. Ich bin Deinem Vater angelobt.“

„Gabriele, sieh mich an! Du liebst ihn nicht,“ drängte Leonard mit steigendem Atem.

Das hochherzige Mädchen schien einen Augenblick mit gewaltigem Entschluß zu ringen. Dann versetzte es mit mattem Lächeln wie plötzlich ermüdet:

„Ich liebe ihn — mehr als mein Leben!“

Die letzten Worte hatte Gabriele nach kurzem Stocken leise hinzugefügt.

„Mehr als Dein Leben, Gabriele, weil es Dir an seiner Seite jeden Wert eingebüßt, weil es Dir eine Last, wie Deine Liebe.“

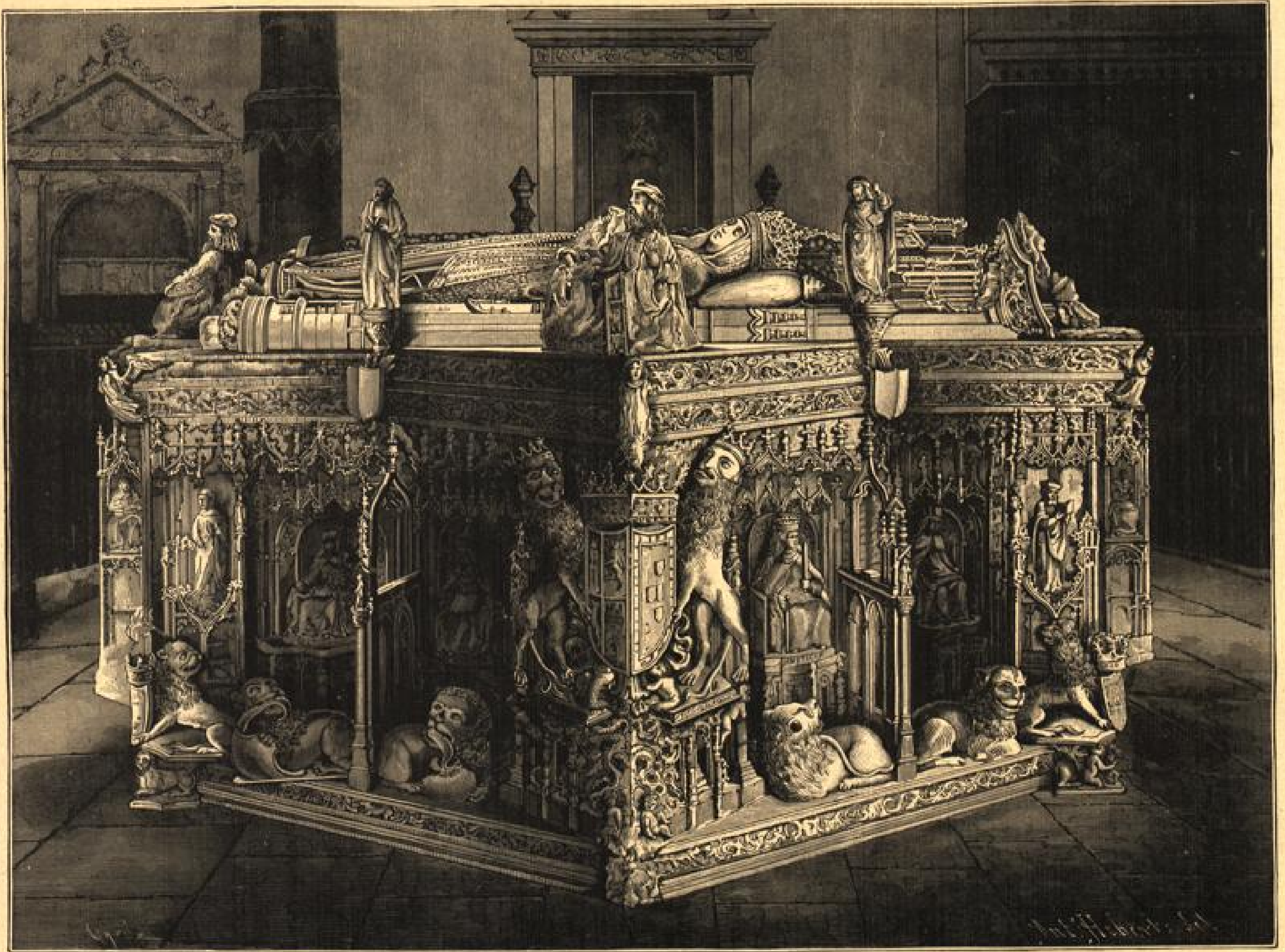
„Ich muß Dich lassen, Leonard. Sei stark! Vergiß! — Fahr wohl ohne Groll! — Gib mir die Hand — der Verlobten Deines Vaters wirst Du sie nicht weigern!“

Leonard blickte in stummem Entsetzen auf, als ob er das Unfassbare zu fürchten beginne, als ob er irre werde an dem Wesen, dessen heimlichstes Leben und Denken er sich wie nichts anderem vertraut wählte.

Er rührte sich nicht von der Stelle und schien die ausgestreckte Hand Gabriels nicht zu bemerken.

Lange sah sie mit wehmütigem Blicke zu ihm hin, wie um ihre Standhaftigkeit an der Größe ihres Verlustes aufzurichten. Endlich wandte sie sich schnell ab, schritt in scheuer Hast davon und war bald darauf in den abendlichen Schatten des Laubganges verschwunden.

Leonard hatte ihr leises „Lebe wohl“ überhört, die bebenden Lippen übersehen, die schimmernde Thräne an ihrer bleichen Wange, die sie zur Flucht getrieben, nicht bemerkt.



Grabmal des Königs Johann II. und Königin Isabels von Portugal in der Kathedrale Miraflores bei Burgos. Zeichnung von Nat. Gebeil. (E. 409.)



Vom alten zu dem neuen Heim. Zeichnung von W. Rainey. (S. 405.)

Unverwandelt starrte er vor sich hin auf die Stelle, wo Gabriele geweilt.

Alles, was er vorher in langen Stunden überdacht und durch diese Begegnung wie mit umgewandeltem, schleierlosem Gesicht auf ihn einblitzte, zog noch einmal an seinem Geiste vorüber und blieb in unbeugsamem Trost in ihm haften wie schwarze, greifbare Schatten, die, in schreckhafte Zerrbilder ausartend, alles zu verhöhnern schienen, was Licht und rein vor seinem Gewissen bestanden hatte.

Es dunkelte bereits, als er mit dem festen Entschlusse den Heimweg antrat, nichts unversucht zu lassen und nichts zu scheuen, um in den Besitz Gabriels zu gelangen, an deren Liebe zu seinem Vater er nach der Begegnung mehr als je zweifelte, von der er mehr als je in trotziger Genugthuung vielmehr überzeugt war, daß sie seine Liebe erwidere.

Je mehr er fühlte, daß er einem so gut wie aussichtslosen Kampfe entgegengehe, in desto helleren Flammen fühlte er seine unbezwingbare Leidenschaft auswallen, desto trotziger gestand er sich ein, daß er selbst vor einer verurteilungs-würdigen That nicht zurückschrecken würde, wenn es darauf ankäme, alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

In tiefes Nachsinnen verloren, hörte er sich vor der Schmiede, an der sein Weg vorüberführte, plötzlich anrufen.

Der alte Gidhoff war ihm eine Strecke entgegen-geschritten. Wie er von der Arbeit gegangen, in Bluse und Lederhose stand er plötzlich vor ihm.

Mit stehendem Blick sah er Leonard durchdringend an. Seine wulstigen Lippen waren in giftigem Hohn zur Erde gezogen. Die ganze, seltsame Physiognomie war wie gespannt in verschmitztem, hämischen Ausdruck.

„Nichts für ungut, Herr Baron!“ hub er mit lauernder Stimme und jedes Wort langsam abwägend an, „wollte nur fragen, ob Ihnen bekannt ist, daß Ihr Schlosswart leibhaftig und in Person derselbe Oldebrecht . . .“

„Wird's schon sein!“ unterbrach ihn Leonard rauh. „Hättet's längst wissen können!“

„Erkannte den Spindelblut doch auf der Stelle,“ lachte Gidhoff mit unheimlichem Grinsen, seine Ueberraschung verbergend. „Will verdammt sein, wenn er sich träumen läßt, daß ich ihn sah. 's ist aber bei alledem doch ein gar wunderliches Wiederfinden, he?“

Leonard blickte den Alten starr an. Seine dunklen Augen glühten unheimlich. Fable Blässe hatte seine Schläfen bedeckt.

„Und den Herrn, — den Ulmar?“ fragte er zögernd und die Wirkung seiner Worte scharf beobachtend, „Ihr saht doch den auch?“

„Verstehe nicht!“ stammelte der Alte zusammenfahrend. „Wo sollte ich den sehen?“

„Nun, wo anders als dort, wo Ihr den Diener saht!“

„Auf Bornhorst?“ murrte der Alte kopfschüttelnd.

„Ich dachte!“

„Auch dort?“ Gidhoff streckte den Arm gegen das Herrenhaus aus. Er zitterte merklich.

„Auch dort!“ jähnte Leonard mit böhnischem Auflachen.

„Ist er's?“ schrie der Alte plötzlich wild auf. „Ist er's also doch? — Dielt's für Höllensput, für teuflische Hop-perei! Hätte ihn nicht erkannt! Den nicht! Hat sich verändert, ist alt und mager geworden.“

Der Alte lachte grimmig in sich hinein und schlug sich derb auf die Brust.

„'s packt mich hart an, als ich ihn sah. Wollt's nicht glauben. Sah ihn mit unserem Fräulein gar schön thun. Geht scheint's noch immer auf Freiersfüßen, der Wieder-mann!“

Leonard zuckte zusammen. Was brauchte der Alte mit widriger Hand an sein Herzeleid zu tasten.

„Will verdammt sein,“ fuhr Gidhoff giftig fort, „wenn es mich nicht drängte, dem Herrn einen Bissen hinzustopfen, an dem er sich satt, für immer satt würgen sollte!“

„Was geht's mich an?“ schrie Leonard mit einemmale so jäh auf, daß der Alte verblüfft zurücktrat. „Glaubt Ihr, daß ich Euch würgen helfen soll, weil wir nun 'mal Leidensgenossen sind? Thut, was Ihr nicht lassen könnt! Er ist nicht mein Vater, — mir fremder als je. — Hat er Euch die Liebste gestohlen, was geht's mich an! Hättet Euch besser wehren sollen.“

Bei den letzten Worten hatte Leonard dem Alten den Rücken gekehrt und war seiner Wege gegangen.

Ein irrer, höhnischer Zug lagerte in drohenden Falten um seine festgeschlossenen Lippen.

Gidhoff schaute mit boshaftem Grinsen eine lange Weile hinter ihm drein. Endlich schob er beide Häute trampfhaft geballt in die Hosentaschen und begab sich in finsternem Brüten, leise vor sich hinfluchend, in seine Schmiede zurück.

Stundenlang war der Freiherr nach der stürmischen Unterredung mit seinem Pflugesohn rastlos in seinem Arbeitszimmer auf und ab geschritten. Vergeblich hatte er sich vor seinem Schreibtisch zu sammeln und beim Durchblättern vergilbter Schriftstücke, die er zerstreut vor sich ausgebreitet hatte, seine Gedanken in eine wohlgegliederte Kette von sicheren Schlüssen zu ordnen gesucht. Es war ihm nicht gelungen, die fehlenden Bindeglieder durch Annahmen oder Voraussetzungen, die sein Urtheil oft genug gefangen genommen, nachdem sein Herz sie kaum verworfen, zu innerster Genugthuung befriedigend zu ersetzen.

Die ganze Vergangenheit der jüngsten Tage und Stun-

den hatte durch den ihm unerklärlichen Gefühlsausbruch Leonards, der ihm wie umgewandelt entgegengetreten war, einen unharmonischen, rätselvollen Miß erhalten, den auszufüllen die ihm bekannten Beweggründe nicht hinreichen wollten, der sich vielmehr in erschreckendem Maße erweiterte, je mehr er sich über seine eigenen Gefühle und seine Verantwortlichkeit den zunächst Beteiligten gegenüber Rechenschaft abzulegen versuchte.

Er hatte sich geschaut, mit Leonard wieder zusammenzutreffen, bevor er nicht über die nächsten zu unternehmen Schritte ganz mit sich ins Reine gekommen war. Er hatte sich deshalb das Mittagmahl durch Oldebrecht auf sein Zimmer bringen lassen.

Mit keinem Worte, kaum mit einem durchdringenden Blick hatte er den Alten über die Mitteilungen, die dieser, wie er glaubte, Leonard über seine verzehrte Schuld hatte zukommen lassen, auszuforschen versucht. Ein Mittler zwischen seinem Sohne und sich selbst in dieser Angelegenheit war ihm durchaus unsympathisch und unter seiner Würde erschienen. Er war vielmehr entschlossen, eine ungezwungene und freiwillige Aufklärung von Seiten Leonards als einzige, die Grenzen der Wohlwollendigkeit innehaltende Lösung dieser Frage anzuerkennen.

Er mochte sich freilich nicht eingestehen, daß ihn vor allem die geheime Besorgnis von einer Nötigung des alten Oldebrecht abgehalten hatte, die Furcht, von diesem Getreuen die Versicherung seiner Verschwiegenheit und die Beteuerung, daß Leonard durch ihn nicht zum Mitwisser des düsteren Geheimnisses geworden sei, hätte hinnehmen müssen. Denn dagegen, daß Gabriele, der er sich in strengem Pflichtgefühl voll und ganz anvertraut, die sein sich selber anklagendes Bekenntnis zu seinem namenlosen Glück mit mildem und vergehendem Herzen aufgenommen, das Geheimnis an Leonard preisgegeben, daß seine edelmütige Braut sein Vertrauen verleiht, seine unendlich schwer gefühlte Schuld verraten haben könnte, sträubte er sich mit aller Kraft und allen Gründen.

Vergebens auch hatte er sich einzureden gesucht, daß das befremdende Auftreten Leonards in der jugendschnellen Ueberlegung begründet sein dürfte, die ihm vielleicht in den düstersten Farben vorgemalt hatte, wie er sich durch Gabriele in Zukunft zurückgesetzt und beeinträchtigt, selbst gar verdrängt fühlen mußte aus fürsorglichem Banne väterlicher Zuneigung und Teilnahme. Diese Art von Eifersucht, welche Leonard dem Vaterhause zu entfremden und in die weite Welt zu vertreiben sich anmaßte, wollte vor seinem kritischen Gewissen keinen Bestand finden.

Stunde auf Stunde war verronnen.

Der Freiherr hatte das Mittagmahl, das Oldebrecht später als sonst abzuräumen gekommen war, kaum angerührt, nur dem Weine eifriger als sonst zugesprochen.

Seine Absicht, Gabriele aufzusuchen, die längst wohl seiner harren mußte, mochte er aufgegeben oder in träumerischem Grübeln vergessen haben.

Und doch fühlte er sich namenlos einsam.

Eine ihn fast beängstigende Ruhe lagerte wie unheilbrütend über seinem stillen Schlosse, in dessen Fenstern sich ein saßles Abendrot abschiednehmend spiegelte.

Müde blickte er hinaus über Wald und Berg in die umflorte Ferne. Mit der scheidenden Sonne fühlte er seine Lebensfreudigkeit tiefer und tiefer sinken. Vergebens suchten seine irrenden Blicke nach einer erquicklichen Aussicht, die sein Gemüt erfrischte und seine Phantasie mit neuen Bildern belebte. Immer finsterner dehnten sich die langgezogenen Waldstreifen, immer düsterer reichten sich die rundlichen Bergstuppen an einander, ermüdend, trostlos, gleich einem stummen Friedhof voll riesiger Leichenhügel.

Wie er so da stand, die hohe, ritterliche Gestalt nach vorn gebeugt, die unwollte Stirn wie sorgenschwer in die Hand gestützt, das ausdrucksvolle Auge in wehmütigem Hin-starren verflochten, schien der Freiherr von Bornhorst plötzlich um Jahre gealtert.

Die Irrtümer der Jugend fühlte er hinter sich; ernstlich geprüft in reisendem Abwägen hatte er sein Herz, das in späterem Lebensalter noch einmal übermächtig aufgewallt, in milderem, wärmerem Liebesfrühling köstlich erblüht war und in grenzenloser Liebe an dem Mädchen hing, das ihn beglückt und beseligt hatte, das in Kürze sein eigen sein sollte für alle Zeit. Und doch fürchtete er immer wieder, seinen Entschluß, der Gabriele und ihren Vater binden mußte, voreilig in stürmische, unwiderstehliche That umgesetzt zu haben. Würde die Geliebte an seiner Seite das Glück finden, was ihr zu bereiten er alles aufbieten würde, was zu erhalten aber nicht allein in seiner Macht stände? Würde Gabriele nicht eines Tages den Unterschied der Jahre schmerzlich zu empfinden Anlaß haben und sich genötigt sehen, durch edelmütige Entsagung zu ersehen, was sie an freiwilliger Hingabe aus innerstem Herzen nicht mehr zu bieten vermöchte?

Immer von neuem tauchten diese Fragen vor ihm auf.

Graue Zweifel schlichen sich tiefer und hämischer in seine trankte Seele.

Fast erschreckt richtete er sich plötzlich auf, als er, durch das klirrende Geräusch der zuschlagenden Gartentür aus seinem Hinbrüten aufgerüttelt, Leonard erblickte, der hastigen Schritte sich dem Hause näherte.

Ein bitterer Zug kräuselte seine bleichen Lippen. Tief aufatmend fuhr er sich über Bart und Haar, als ob er jede Spur innerer Erregung hinter weltmännischer Haltung verweisen wollte. Bitter lächelte er vor sich hin, als er

sich auf einer Regung von Reiz ertappte, die ihm Leonard mit allen Reizen männlicher Schöne und Jugendkraft ausgestattet vormalte und ihn selbst zurückwies in ferne Zeiten und in ferne Lande, da er seine Jugend und alle ihre Lust verloren und drückende Schuld eingetauscht hatte um eines Mädchens willen, das wie ein ins Verderben lockendes Phantom, ein teuflischer Dämon in Engelskleid seinen Lebensweg gekreuzt hatte, um ihn roher Gewalttätigkeit zu überantworten und ihm für eine That der Nothwehr, zu der es ihn in feurigem Ungehum stolzer und kraftbewußter Jugend hingerissen hatte, das langsam zehrende Gift vernichtender Selbstanklage und Buße wie mit einem schicksalsschweren Stöße ins Herz zu senken.

Kaum vermochte er sich zu äußerem Gleichmut zu zwingen, als er seinen Adoptivsohn, nicht verlegen und reumütig, wie ihn dünkte, sondern stolz aufgerichtet und brennenden Auges in sein Zimmer eintreten sah. Er fühlte sich unangenehm berührt durch Leonards Erscheinung. Einer Abbitte, die er um dessen brüsten Auftretens willen halb und halb erwartet, hätte er von vorneherein die Spitze abgebrochen, einer noch so sehr erzwungenen Demütigung hätte er lieblich und entgegenkommend vorgebeugt, — der selbstbewußten und, wie es ihm schien, stolzen Rechtfertigung gegenüber, die er auf Leonards Lippen wahrzunehmen wähnte, fühlte er sich in nicht minderem Stolz und im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit weit voraus.

Stumm standen sich die beiden Männer gegenüber, die eine wunderliche Laune des Schicksals ehemals zusammengeführt, die ein düsteres Verhängnis nach langem, glücklichem Zusammenleben jetzt einander für immer zu entfremden drohte.

Leonard war nur wenige Schritte ins Zimmer getreten. Er gewann es nicht über sich, dem Manne zu nahen, den an einen furchtbaren Abgrund zu führen er fest entschlossen war.

„Nun?“ fragte Ulmar endlich, als er sah, daß Leonard keine Miene machte, das unbehagliche Schweigen zu brechen, mit möglichstem Gleichmut, vorsichtig vermeidend, dem einen Laut weder einen einschüchternden noch ermunternden Ausdruck zu geben.

Leonard, der vergebens nach einleitenden und vorbereitenden Worten gesucht, reizte der kühle Ton mehr, als es ein zorniges Auffahren oder ein schmerzlicher Vorwurf vermocht hätte.

„Vater,“ hub er mit dumpfer Stimme drohend an, „ich kann es Dir nicht ersparen, Du mußt es wissen, wie sehr Du irrst, wie schwer Du ahnungslos Dich versündigst, wenn Du wähnst, daß Gabriele . . .“

„Nun?“ wiederholte Ulmar schroff, als Leonard zögerte.

„Wenn Du wähnst,“ fuhr dieser finster und jedes Wort betonend fort, „daß Gabriele glücklich ist, daß — Gabriele — Dich liebt.“

Ulmar wankte, wie von einem unerwarteten, furchtbaren Streich getroffen, einen Schritt zurück. Mit glühenden Augen starrte er hinüber auf den andern, der ihm Leib und Leben, alles, was er sein nennen durfte, verbankte. Das Gleichnis von der Ratter, die, am eigenen Busen groß-gesäugt, ihr tödliches Gift dem Wohlthäter anspeit, trat ihm mit großem Hohne vor die Seele.

„Was gibt Dir ein Recht,“ stieß er endlich, sich mühsam beherrschend, mit beklommenem Laut hervor, „was auf der Welt gibt Dir das kümmerlichste Recht, mich belehren zu wollen?“

„Das Recht der Thatfachen, Vater!“ versetzte Leonard scharf und fest.

„Thatfachen!“ höhnte Ulmar, als ob er sich mit schneidendem Laut wehren müßte gegen ein Uebermächtiges, das roh und unbarmherzig und gewaltiger auf ihn einstürzte, als er sich eingestanden hätte, „Du wirst mir's nicht ver-übeln, wenn ich vorziehe, für diesen Fall auf das Wort meiner Verlobten fester zu bauen als auf die thörichten, die Du mir in einer Annahmung, für die mir jedes Verständnis fehlt, aufzutischen für gut hältst.“ Mit einer Geberde, als ob er einen Bedienteten kurzer Hand entlasse, fügte er hinzu: „Ich ersuche, dieses Thema ein für allemal fallen zu lassen.“

Hoch aufgerichtet wandte er seinem Gegner den Rücken und ging ans Fenster.

Leonard war bei den abfertigen Worten heftig zusammengejackt. Sein in finsterner Entschlossenheit erstarrtes Antlitz hatte bei der beleidigenden Geberde des Vaters, die zu würdigen er vollauf in der Stimmung war, eine unheimlich saßle Farbe angenommen.

„Ich bedaure,“ stieß er rauh aus, „wenn ich mich Deinem Wunsche widersehen muß.“

Als wenn ihm Unerhörtes widerfahren, wandte Ulmar sich plötzlich wieder um.

„Ich bedaure mehr,“ fuhr Leonard hartnäckig fort, „daß ich Dir tiefes Weh, bittere Enttäuschung nicht ersparen kann. Ich weiß nicht, was Gräßliches Gabriele trieb, — Dich zu belügen, Vater, ich weiß nur, daß sie Dich nicht lieben kann, weil sie mich liebt, wie ich sie liebe, mit namenloser Leidenschaft, wie ich um sie ringen werde bis zum letzten Atemzug, um ihrer Liebe wert zu sein.“

Wenn Leonard auf einen standhaft zu erragenden Jorneausbruch des Mannes gefaßt war, den Vater zu nennen ihn nur noch eine ungewisse Furcht und die kaum berührte Absicht dunkel antrieb, mit altlieben, zutraulichen Lauten teurer Erinnerung das bedeutungsleer gewordene Wort zu Herzen gehend neu zu beleben, wenn er voll-

bewußt einen Sturm der Entrüstung erwartet hatte, so sah er sich zu seiner Bestürzung durchaus getäuscht.

Die unnatürliche Ruhe Ullmars, die mit der flackernden Blut seiner wie über ihn hinwegstarrenden Augen, mit dem leisen Zittern seiner geballten Hände in krassem Widerspruch stand, die er nie vorher an dem besonnenen Manne beobachtet und gekannt hatte, berührte ihn jedoch peinlicher und furchterweckender, als es jeder elementare, noch so heftige Gefühlsausbruch vermocht hätte.

Ullmar war von den mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit hervorgestoßenen Worten des Mannes, der seit Tagesfrist seinem Einfluß und seiner Zucht entwachsen, seinem Herzen entfremdet war, und der ihm jetzt mit einem gräßlichen und wohlbedachten Streiche die Binde von den Augen schlug, aufs tiefste erschüttert und ihnen in staunendem Entsetzen sprachlos gefolgt. Rücksichtslos, in furchtbarster Klarheit hatte er ihm mit ein paar Worten, die eine betäubende Fülle der untüchtbarsten Leidenschaften in sich schlossen, die tiefsten Gründe seines rätselvollen Tuns aufgedeckt.

In herbstem Schmerz hatte sich sein Herz zusammengekrampft. Mit ungeheuerstem Un dank fühlte er sich gelohnt, fühlte er seine zahllosen Wohlthaten vergolten, die er dem verlotterten Bettelungen, dem adoptierten Knaben, dem unter seiner Obhut aufblühenden Jüngling, dem Manne endlich, der unerfättlich nun auch sein Liebste ihm zu schmälern die Stirn hatte, selbstlos, wie ein nie zu vergeltendes Gnadengeschenk, hatte angedeihen lassen. Das einzige selbst, was er auf der Welt, ohne mit jenem großmütig zu teilen, für sich allein als liebste Besitztum beanspruchte, wagte der Emporkömmling mit unver schämter Hand anzutasten.

Ein Gefühl unaussprechlicher Verachtung gegen den Undankbaren, der schmähtlich und hinterücks, in niedrigster Gesinnung wie ein echter, unerfättlicher Proletarier, auch das letzte noch gierig an sich zu raffen strebte, was er allein zu besitzen wähnte, überschlich ihn unaufhaltsam.

Mit dem ganzen Stolz, mit dem ganzen unnachahmlichen Adel seines innersten Wesens verlor er endlich nach langer Pause mit ansehender Ruhe: „Ich bedaure, Herr, mich in Ihnen so gründlich getäuscht zu haben. Ich bedaure meinen Irrtum, daß es mir nicht gelungen ist, wie es mein bestes Streben war, Sie zu einem Edelmann, auch der Gesinnung nach, heranzubilden.“

Ullmar unterbrach sich. Ein verächtliches Lächeln umzuckte seine Lippen. Er fühlte, daß er alles, was er auf dem Herzen hatte, an einen Unwürdigen zu verschwenden im Begriffe stehe, daß er hochmütigen Edelmut wachzurufen sich anschide, für den er nicht wohl auf ebenbürtiges Verständnis rechnen durfte.

So fuhr er mit verändertem Tone, beinahe trocken fort: „Ich bedaure vor allem, dringend daran erinnern zu müssen, daß Fräulein Gabriele Wiberger meine Braut ist und in nicht ferner Zeit meine Gattin sein wird, und daß ich Willens bin, alle mir aus dieser Angelegenheit erwachsenden Rechte und Pflichten jedermann — wer es auch sei — gegenüber energisch zu vertreten.“

Er schloß die Augen. Er fühlte, daß er alles, was er auf dem Herzen hatte, an einen Unwürdigen zu verschwenden im Begriffe stehe, daß er hochmütigen Edelmut wachzurufen sich anschide, für den er nicht wohl auf ebenbürtiges Verständnis rechnen durfte.

Mit niedergeschlagenem Blick, aufs höchste erregt, hatte Leonard auf jedes dieser Worte wie auf ein verlesenes Urteil gelauscht. Er sah nicht die nämliche beleidigende Geberde, die ihm wie einem Untergebenen andeuten zu wollen schien, daß er ohne Widerrede entlassen sei. Wohl hatte er die grollende Anklage und das bitterste Herzeleid aus der kühlen Entgegnung herausgehört, wohl drohte ihn ein Gefühl unsagbarster Beschämung zu übermannen. Umsonst aber wollte er seinen Wohlthäter nicht aufs tiefste gekränkt, umsonst nicht jedes Band, das sie bisher vereint hatte, zerrissen haben.

Vielleicht hätte er dennoch den letzten, entscheidenden Schritt vererbt unterdrückt, wenn er sich nicht aus stummem, qualvollem Kampf plötzlich herzlos und — wie es ihm schien — mit absichtlicher Kälte, die ihn zu kränken und herabzusetzen bestimmt sein mußte, aufgeheuchelt gehört hätte.

Ullmar hatte sich an seinem Schreibtisch niedergelassen und war in tiefes Nachdenken versunken.

Nach langer Weile hatte er wie von ungefähr aufgeschaut und war peinlich überrascht gewesen, Leonard, den er längst entfernt wähnte, noch immer in seinem Zimmer zu sehen. Er hatte wie über Unglaublichem den Kopf geschüttelt und dann kühl gedauert: „Ich dachte, wir wären mit einander fertig. Ich stelle der Abreise kein Hindernis in den Weg. Das übrige behalte ich mir vor, auf schriftlichem Wege zu ordnen.“

Diese Anrede war es, die Leonard in plötzlichem, nicht achtendem Entschluß zum Neupersten trieb.

„Vater,“ hub er mit einer Entschiedenheit an, die bewies, daß er keinen Zoll breit von seinem Vorhaben abzuweichen bereit sei, „Du kannst nicht bewußt und absichtlich das Elend zweier Menschen wollen, die Deinem Herzen am nächsten stehen. Es kann Dir bei aller Verblendung nicht entgangen sein, daß Gabriele für mich fühlt, was Du als unantastbaren Besitz eigenmächtig beanspruchst, daß Du für Liebe hältst, was doch nur ein unglückseliges, unheilvolles Opfer ist, das Gabriele gezwungen Dir zu bringen entschlossen ist.“

„Schweig!“ brauste Ullmar plötzlich auf. Helle Zornesröte lagerte an seinen Schläfen.

„Vater,“ schrie Leonard in wilder Leidenschaft, „ich fordere, wenn Du keine Bitten hörst, wenn Du Ueberzeugung mißachtetest, wenn Du Thatfachen leugnest und

Glückseligkeit in den Staub trittst! Gabriele ist mein! Gabriele liebt mich! Ich fordere in ihrem Namen Dein Wort zurück. Ich fordere Gabriele von Dir, aus Deiner Hand!“

Ullmar war aufs höchste gereizt aufgesprungen.

„Dube!“ donnerte er den Erschrockenen mit furchtbarer Stimme an, „elender Bettler! Weißt Du nicht mehr, daß ich Dich aufgriff am Wege wie ein verwahrlostes Vieh? Weißt Du nicht mehr, Giacomo Gazzola, wie ich Dich fand in Rom vor der Villa della Vite, im Kot, zerklümpert, in Fehden, elternlos, heimatlos, allem Menschlichen unähnlich, sicherem Untergang, Schmach und Schande geweiht, widerstandslos gegen Versuchung und Verbrechen, rechtlos und ehrlos? Hast Du vergessen, wie Du mich jahrelang heimlich bestahlst, daß Du mich bistest, wenn ich Dich darob züchtigte, daß ich verzweifelte, Dich aus schamlosem Halunken tum zu erretten, daß ich Dir wieder und wieder verzich, um aus Dir ein Menschliches zu bilden? — Hast Du vergessen, daß ich Dich mit Wohlthaten überhäufte, an denen eine zarter besaitete Kreatur in ersterdem Dankgefühl erstirbt wäre? Alles, was ich besaß, habe ich Dir zu eigen gegeben: Ehre, Reichthümer, — meinen Namen. Tausend Bettler, Dir unähnlich, wären mit dem Tausendstel beglückt gewesen, mir dankbar mit Leib und Leben für alle Zeiten! — Was Du warst, bist Du geblieben! Wie Du mich bestahlst als Knabe, so gehst Du aus, mich zu bestehlen, als was Du vor mir stehst, — ich kann nicht sagen, als ein Mann!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Grabmal in der Karthause Miraflores bei Burgos.

(Bild S. 496.)

Eine halbe Stunde von Burgos entfernt befindet sich die Karthauskirche Miraflores, die ebenso durch ihr Alter wie durch ihre architektonische Originalität die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich zieht. Dorthin mögen uns heut unsere Leser begleiten und die Abbildung eines Grabdenkmals schauen, das zu den historisch interessantesten und künstlerisch vollendetsten von ganz Spanien gehört. Es bedeckt die Begräbnisstätte König Johann II. von Kastilien und seiner zweiten Gemahlin, der Königin Isabella von Portugal. Als die Karthause im Jahre 1486 eben vollendet war, brachte man die sterblichen Ueberreste des Königs, dem bald darauf seine Gemahlin im Tod folgte, dorthin und der Bildhauer Gil del Sylve errichtete über der Gruft dies kostbare und merkwürdige Kunstwerk. Der Grundriß stellt ein unregelmäßiges Achteck dar, dessen Sims in einen achteckigen Stern ausläuft, ringsherum umgeben es Löwen, die Wächter des Denkmals vorstellend, die Seiten enthalten Hochreliefs von wunderbarer Arbeit, Figuren, Verzierungen, kleine Thronhimmel, Türmchen in Alabaster, alles mit Beziehung auf das Leben des Königspaars, und auf diesem Grundstock erheben sich Statuen von Aposteln und kastilischen Königen, die gewissermaßen die legenden Gestalten des Königs und der Königin bewachen. König Johann liegt rechts von seiner Gemahlin. Die lebensgroßen Figuren des Paares sind in weißem Marmor ausgeführt und von wunderbarer Lebenswahrheit und Vollendung. Die vorspringenden Ecken des Denkmals tragen Wappenschilde und Heiligenfiguren in Stein und Bronze auf Stativen, deren durchbrochene Marmorarbeit großen Reichtum an Phantasie und feinem Geschmack zeigt. Das ganze Monument hat den Charakter feierlicher Pracht und höchst sinnreicher Verwendung der Allegorie, es ist echt spanisch in Anlage und Ausführung und wird mit Recht zu den merkwürdigsten Bildhauerwerken des Landes jenseits der Pyrenäen gezählt.

Alteutsche Trinkstube.

(Bild S. 500.)

Einen Beweis, wie leistungsfähig die photographische Kunst in der Hand eines von wahren künstlerischem Interesse besessenen Photographen ist, gibt uns unsere photographisch auf Holz übertragene und dann in Holzschnitt ausgeführte Abbildung, welche der rühmlichst bekannte Hopsphotograph Herr C. van Bosh zu Frankfurt a. M. komponiert und photographirt hat. Derartige Aufnahmen lassen sich nicht in jedem Atelier darstellen, denn nicht nur die geeignete Umgebung, sondern vornehmlich Einrichtungen sind dazu notwendig, welche den Grundregeln der Optik entsprechende und auszuführende Lichteffekte gestatten. Herr van Bosh hat neben allem für feinere Porträtaufnahmen bestimmten Atelier, um der künstlerischen Seite der Photographie mehr Eingang und Anerkennung zu verschaffen, ein besonderes und höchst lebenswertes Kunstgebäude in der Nähe des zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M. erbauen lassen, welches zur Schöpfung solcher Kunstwerke bestimmt ist. Das betreffende Gebäude, in alteutschem Stil erbaut, ist mit einem riesenhaften Glaslaale versehen, der sich besonders durch Höhe und Lichtstärke auszeichnet, wodurch es dem Künstler vergönnt ist, die Lichtstrahlen je nach der nötigen künstlerischen Auffassung zu seinen wesentlichsten Dienern zu machen. Neben der Einwirkung des Lichtes ist es auch die künstlerische Ausstattung selbst, welche die Aufnahme von Genrebildern in gedachter Weise ermöglicht, und ist die in unserer Abbildung ersichtliche Umgebung der Personen — die sogenannte Staffage des Bildes — eine natürliche Wiedergabe des gleichsam in eine theatralische Schaubühne umgewandelten Ateliers selbst.

Unser Bild stellt eine alteutsche Trinkstube dar. Die lebhafteste Scene führt uns vier Wallensteinische Offiziere vor, von denen zwei mit Würfelspiel sich unterhalten, während die beiden anderen dem Humpen wacker zusprechen. Das hübsche Schenkmädchen rechnet dem Wirte die Zehrung der Gesellen vor, wach letzterer mit behaglichem Schmuzzen die nicht unbedeutende Zehle auf die Kreide nimmt.

Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung

von

Max La n.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Der mächtige Gebirgszug im Nordosten Mexikos, die Sierra Madre, bildet die Grenze einer Hochebene, die terrassenförmig nach der Gelfläste zu abfällt. Unten am Gebirge entlang führt die Straße von Tampico nach dem nördlichen Teil der Sierra in das Gebiet der Bergwerke, die reiche Ausbeute an Edelmetallen liefern. Vom Fuße des Gebirges aus, nach dem Golse zu, breitet sich eine entzückende Rundschau. Kühn aufstrebende Felsgruppen und urkräftige Eichen- und Zedernwäldungen wechseln ab mit üppig grünen Savannen. Wasserläufe, groß und klein, winden sich aus den dunklen Schluchten des Gebirges und eilen schnellen Laufes dem Golse zu, welcher, dem Auge zu weit entrückt, um gesehen zu werden, sich nur durch einen leichten Dunstschleier bemerklich macht, der den Horizont in weiter Ferne abschließt. Ueber das unabsehbare Panorama breitet sich tiefblauer Himmel, das reichlich Wärme spendende Tagesgestirn streut seine goldigen Strahlen über die farbenprächtige Landschaft.

Am Fuße eines massigen Bergstodes, hart an der Straße, dem Camino real, haben vor langen Zeiten fromme Mönche eine dem heiligen Antonius geweihte Zufluchtsstätte erbaut, eine Gruppe von festen Gebäuden aus Bruchsteinen, die sich um einen großen, viereckigen Hof ziehen, nach Art aller größeren Wohnbauten in Mexiko. — Mit dem Ende der spanischen Herrschaft brach auch für den Klerus eine böse Zeit an. Die Republikaner machten endlich gänzlich reinen Tisch, hoben die Klöster auf und erklärten die Kirchengüter für Staatseigentum. Der Staat, wirtschaftlich noch in bester Unordnung, wußte mit den im ganzen Lande verstreuten Ansiedlungen des Christentums nichts weiter anzufangen, als sie eben da liegen zu lassen, wo sie sich befanden, ohne sie zu anderen Zwecken zu verwenden. Ebenso ging es dem Kloster San Antonio. Es durfte wie so viele andere ungestört in Trümmer fallen, wenn nicht irgend jemand, der irgend woher kam, vorläufig von den herrenlosen Gütern Besitz ergriff. Hierzu hatte sich auch ein Senner José eingefunden, aber nicht um die brachliegenden Felder und Gärten wieder anzubauen — er war Mexikaner und daher zu sehr anstrengenden Arbeiten viel zu faul. In richtiger Würdigung der Lage der Hacienda richtete er da eine Art Gasthaus ein, in dem so ziemlich alles zu haben war, was der Gast mit sich brachte. Um seine Pflanzlinge kümmerte sich der Wirt nur, wenn sie nach genossener Rast wieder aufbrechen wollten. Dann erinnerte er sie daran, daß sie für den genossenen Schutz, die gute Unterkunft und einiges Futter für die Maultiere noch nicht bezahlt, machte ihnen dafür eine anständige Rechnung und wünschte ihnen schließlich eine glückliche Reise, in einem Lande wie Mexiko, wo das Räuberleben zur höchsten Blüte gediehen ist, immerhin eine freundliche, anerkenntenswerte Zugabe. So hatte er seit einigen Jahren sein Geschäft mit bestem Erfolge betrieben, da kam statt der Handelskarawanen aus den Minendistrikten eine ziemlich zahlreiche kriegerische Gesellschaft, die, ohne auch nur zu fragen, ob ein rechtmäßiger Eigentümer der Hacienda anwesend oder nicht, sich ohne weiteres hier festsetzte; ja, José, der Gastwirt, war herzlich froh, daß man seine Gegenwart in dem usurpirten Eigentume überhaupt duldete.

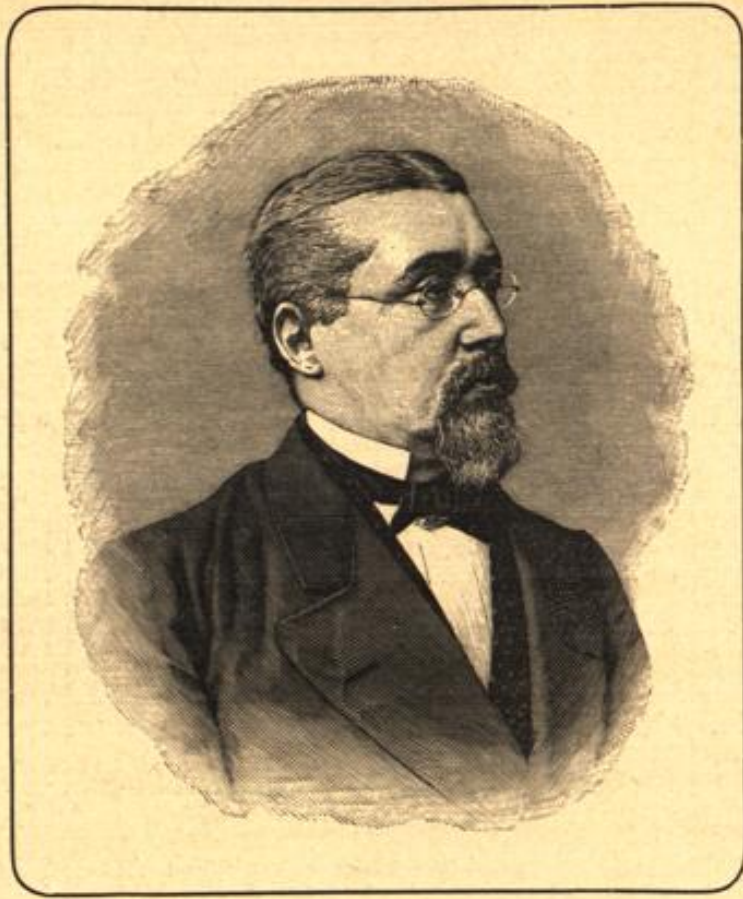
Es waren einige fünfzig Mann von dem berühmten Corps der Centre-Guerillas unter dem Lieutenant Don Pedro del Batio, der Vortrab des Corps, das unter seinem Chef Dupain nach Norden rückte, um dem republikanischen General Cocobedo in seiner Zufluchtsstätte am untern Laufe des Rio Grande del Norte aufs Leder zu steigen. Die Reiter setzten sich mit der größten Unverfrorenheit in José's Besitzum fest, richteten sein eigenes Zimmer für den Offizier her, den einzigen freundlichen Raum im unteren Stockwerk, in welches er früher alle noch brauchbaren Möbel hatte schaffen lassen, die im Sturm der Zeiten von dem Klostergerät übrig geblieben waren; er mochte nun sehen, wo er sein Haupt hinlege.

Nach dem ersten Schreck, der dem biederen Gastwirt darob in die mageren Glieder gefahren, sagte er die Sache philosophisch auf und söhnte sich bald mit der neuesten Ordnung der Dinge vollständig aus, denn bei Lichte gesehen, hatte sich seine materielle Lage nur verbessert.

Die Mundvorräte der Centre-Guerillas waren trefflich bestellt, da sie unterwegs immer das Beste nahmen, was ihnen auffiel. Man muß das „nehmen“ schon etwas hervorheben, damit niemand auf den Gedanken kommt, sie hätten für das Genommene etwa bezahlt. Zahlen stand nur dann in ihrem Reglement, wenn sie zufällig in größere Städte mit festen Befehlungen kamen und aus Anstands- und sonstigen Rücksichten das lästige Geldhergeben nicht gut umgangen werden konnte. — Unser José machte sich die Gäste bald zu guten Freunden. Bereitwillig dachte er ihnen die schönsten Tortillas — aus ihrem eigenen Mehl natürlich — und stärkte sich für diese Arbeit aus den Fleischtöpfen der „Armee“. Auch hatten die Krieger so allerlei schöne Sachen mitgebracht. — Wenn sie auf ihren Streifzügen die Häuser nach Landesverrätern durchsuchten, blieb

so manches an den langen Fingern hängen, was zwar für die Bedürfnisse eines Soldaten schlechterdings nicht zu verwenden ist, immerhin aber einen marktgängigen Wert repräsentiert und gegen klingende Münze umgesetzt werden kann. José machte hier den Vermittler und brachte jüdische Händler von nah und fern herbei, die Schmudsfachen, Damengarderobe und dergleichen mit sich fertschleppten. Bei diesem Handel verdiente José auch eine kleine Provision und wurde durch den sich immer intimer gestaltenden Umgang mit den Reitern so gut kaiserlich gesinnt, daß er aus vollem Herzen auf die „republikanischen Banditen“ schimpfte, die unter Escobedo kürzlich hier durchgezogen. Auf eiligem Rückzuge, ohne Beute und halb verhungert, konnten die Republikaner ihm nicht bieten, was bei den kaiserlichen im Ueberfluß vorhanden; so stieg denn sein Loyalitätsthermometer bis in den Himmel, so weit, daß er sich trotz seiner Faulheit daran machte, die verschiedenen Inschriften der Republikaner in Kreide und Kohle an der Hauswand — beinahe das Kibelalbum in der ganzen Welt — eigenhändig wegzuwischen. In Lapidarschrift standen da die gräßlichsten Verwünschungen gegen die „fremden Tyrannenknechte“ ausgezeichnet. Im Schweiße seines Angesichts, den nassen Besen aus Biacavabinsen in der Hand, versicherte er den Offizier ein über das andere mal, daß er sein Haus, den Sitz seiner Ahnen, wie er stolz hervorhob, nie hätte so beschimpfen lassen, wenn die Schreiber, die hier ihren lebenswürdigen Gedanken freien Lauf gelassen, nicht gar so zahlreich gewesen wären.

Der Offizier ließ dem Geschwätz des Prahlhanses nur ein halbes Ohr. Nachdem er dem patriotischen Eifer José's eine halbe Stunde Bewunderung gewidmet, veranlaßte ihn die höher steigende Sonne, sich ein schattiges Plätzchen unter der nach der Straße weit ausladenden, mit dichtem Gebüsch umwachsenen Veranda zu suchen. Auf einer Stierhaut, die über ein Holzgestell gespannt, ein bequemes Lager bildete, lag er der Länge nach ausgestreckt, vertieft in die wichtige Beschäftigung, aus feingehacktem Tabak und Maisstrohblättern zierliche Cigarretten zu drehen und in Dampf zu verwandeln. Er trug, wie das Corps der Contre-Guerillas



Josef Viktor von Scheffel. (S. 495.)

überhaupt, mexikanisches Reiterkostüm. Lange Stiefel mit schweren silbernen Sporen, an der Außenseite aufgeschlitzte Beinleider, die bis zum Knie reichten, und über der rotseidenen Bluse eine ärmellose Jacke von schwarzem Sammet, mit unzähligen kleinen silbernen Knöpfen besetzt. Den schweren Sombrero hatte er so reich mit silbernen Spangen und Schaumünzen besetzt, daß es laut klirrte, als er den

Hut achtlos zur Seite fallen ließ. Ein breiter Korbsäbel in leiblicher Scheide bildete seine Wehr. — Nicht weit von ihm, an den Thürpfosten gelehnt, stand eine Gestalt in gleicher Kleidung, nur nicht ganz so reich geschmückt. Der Mann machte den Eindruck, als ob er in diese Uniform nicht gut hineinpaßte. Jedemfalls trug er sie nicht von Jugend auf wie der Offizier, dessen ganzer Typus den Vollblutkrieger herauskehrte. Dicht und kraus umrahmte das schwarze Haar die hohe Stirn. Ueber der kühn gebogenen Nase blühten die dunklen Augen stolz von oben herab. Der wohlgepflegte Schnurrbart mit seinen gewellten Spitzen gaben dem ganzen Gesicht etwas Uebermütiges, Selbstbewußtes, daß man bei dem Träger auf ein Naturell schließen konnte, das sich wenig um die Gefahren und Beschwernisse des Kriegerlebens kümmert; ein spanischer Ritter ohne Furcht, der den Tadel ruhiger gesinnter Bürger verachtet. Er war der einzige mexikanische Offizier in der Truppe, die, seinerzeit aus der von Afrika herbeigeholten französischen Fremdenlegion gebildet, aus allen möglichen Nationen zusammengesetzt war. Dies sagt schon vollauf, wes Geistes Kinder sich um die Fahne der Contre-Guerillas scharten. Als fliegendes Corps zur Bekämpfung und schnellsten Verfolgung der leicht beweglichen Guerillabanden der mexikanischen Republikaner zu dienen, dazu waren die verlorenen Söhne Europas recht wohl geeignet. Im heißen Wüstensande Nordafrikas folgten sie zu Fuß den widerspenstigen Araberstämmen in ihre Schlupfwinkel. Ein fein ausgebildeter Spürsinn und die nötige Frechheit zum Raube der sorgsam versteckten Vorräte machten sie dort zum wertvollen Werkzeug der algerischen Kolonialregierung. Hier in Mexiko beritten gemacht, in mexikanische Kleidung gesteckt, bildeten sie ihre schätzenswerten Eigenschaften zu so hoher Vollkommenheit aus, daß es in der That schwer zu entscheiden war, ob sie in wilder Raubsucht und Grausamkeit die eingeborenen Guerillas übertrafen oder von diesen übertroffen wurden. An ihrer Spitze stand ein Chef, Dupain, der zu diesem Elitecorps paßte wie das Tigerherz zu den Tigertrallen. Das scheint etwas übertrieben, wir werden den Herrn aber



Altdeutsche Trinkstube. Komponiert und nach dem Leben photographirt von Otto von Bock in Frankfurt a. M. (S. 499.)

später kennen lernen. Seine rechte Hand, Vertrauter und eifriger Zuträger in allen schmutzigen Angelegenheiten, stand, mit der Würde des Sergeantmajor — so eine Art Feldwebel — bekleidet, an dem besagten Thürpfosten. Er war ein Belgier, früherer Fremdenlegionär und hörte auf den Namen van Zeen, obgleich sein Taufschein, den er auf der Flucht aus der Heimat aus guten Gründen verloren, ganz anders

lautete. Da er beim „Alten“ in hoher Gunst stand, wurde er vom Corps natürlich gründlich gehäßt und gefürchtet.

In Verpflegungsangelegenheiten mit einem Zug beladener Maultiere in der Frühe angelangt, vielleicht auch ein wenig zu spionieren, wartete er die kühlere Abendzeit ab, um den Heimweg zum Hauptlager Dupains, das einige Meilen entfernt lag, anzutreten.

Der Offizier in seiner süßen Siesta nahm von seinem Nachbar gar keine Notiz. Mit halb geschlossenen Augen, langsam den blauen Tabakdampf von sich blasend, schien er zu tief mit seinem Bruder Innerlich beschäftigt, um auf den Sergeantmajor zu achten, der sich vergeblich abmühte, eine Unterhaltung einzuleiten. Einige bissige Bemerkungen über die Verhältnisse im Hauptquartier schienen den Don



In der Hefelalle. Originalzeichnung von C. Stauber. (S. 502.)

gar nicht zu interessieren. Fragen über etwaige Feldzugspläne der Zukunft fanden bei dem augenblicklich so bequem Ruhenden keine Würdigung. Wie nach einem ergiebigeren Thema suchend, ließ der am Thürpfosten seine grünlich glänzenden Augen ruhelos umherstreifen. Aber weder von den dicken Federnstämmen, die das Verandadach stützten, noch aus der in tausend bunten Farben glänzenden Gebirgs-

landschaft wollte ihm ein neuer Gedanke, der den Lieutenant aus seiner Teilnahmslosigkeit erwecken konnte, zuschlagen.

Endlich fiel sein Blick auf José, den Haciendero, der mit einem frischgefüllten Wasserkübel herankam und mit vernehmlichem „Alf“ mit erneutem Eifer seinen Besen gegen die Mauer schwang.

Ban Zeen sicherte, und sagte zu dem Liegenden gewendet:

„Unser Wirt scheint ja ein sehr treuer Anhänger Maximilians zu sein, sehen Sie nur, Herr Lieutenant, wie er sich abquält!“

Dieser Aufforderung kam Don Pedro natürlich nicht nach; er hätte sich aufrichten und umdrehen müssen, so viel war ihm die Geschichte nicht wert; aber er nickte doch wenigstens schwach mit dem Kopf und meinte lächelnd:

„Ja, es scheint so!“  
Dieser kaum gehoffte Erfolg ermutigte van Zeen zum Fortfahren.

„Wissen Sie, Herr Lieutenant, mir scheint, als habe ich den Mann da vor etwa zwei Jahren in Saltillo gesehen, wo er eigentlich mit noch einigen Kameraden, die, wie er selbst, sehr verdächtig waren, gehängt werden sollte!“

„Schon möglich,“ brummte Don Pedro mit einer Miene, als hätte ihm die Unterhaltung schon viel zu lange gewährt.

Van Zeen räusperte sich verzweifelt und versank in langweiliges Hinbrüten. Da kam ihm Hilfe von außen.

An der Biegung des Weges, der sich nicht allzu weit von den Gebäuden aus den Felsthälern hervorzog, erschien die Spitze einer Maultierkarawane, die sich bald in stattlicher Länge entwickelte. Die Tiere schritten mit gesenkten Köpfen eines hinter dem andern bedächtig durch den glühenden Sonnenbrand. Jedes trug zwei schwere Ballen an den Seiten. Ihnen voraus ritt auf einem zierlich aufgeschirrten Maultier eine Dame, ihr zur Seite ein Mann, der den nachfolgenden Treibern hin und wieder Anweisungen juriet, der Major domus, wie man diese Würdenträger seltsamerweise hier zu Lande nennt.

Dicht hinter der Dame schritten zwei Fußgänger, die einzigen im Zuge. — Eine ziemliche Staubwolke hinter sich lassend, kam die Karawane näher und hielt vor der Veranda.

Das Getrappel der vielen Füße und das Geräusch der Schellen an den Halsen der Tiere hatten auch den Offizier aufgeschreckt und erstaunt blickte er auf die Ankömmlinge, am erstauntesten natürlich auf die reisende Dame, ein seltener Anblick in den unruhigen Zeiten. Der Führer, dessen Haltung eigentlich viel zu elegant für seine grobe Lederkleidung, sprang leicht aus dem Sattel und hob die Dame vom Maultier. Durch diese Bewegung glitt der weite Staubmantel nach hinten und ließ die bei aller Zierlichkeit dennoch vollen Formen der Gestalt erkennen, die jetzt einen Augenblick still stand und, indem sie den großen Sonnenschirm zusammenklappte, einen prüfenden Blick auf das vorläufige Reisegiel warf.

Don Pedro hatte jede ihrer Bewegungen mit glänzenden Augen verfolgt. Das helle Sonnenlicht hatte ihre Augen wohl so geblendet, daß sie erst beim Eintritt unter die Veranda den Offizier bemerkte, der sich mit spanischer Grandezza ehrerbietig vor ihr verneigte.

Ein leichter Schreck vor der im ganzen Lande nur allzu wohl bekannten Uniform ließ sie zusammenzucken. Dann nickte sie vornehm, fast unmerklich mit dem Köpfchen und zog den langen schwarzen Spitzenkleider, den Keboze, so dicht ins Gesicht, daß die großen Augen mit den langen dunklen Wimpern vollständig im Schatten verschwanden wie zwei Sterne in nächtlichen Wolken. Von dem Führer der Karawane gefolgt, verschwand sie im Hause.

Auch van Zeen hatte kein Auge von der Erscheinung verwandt. So hatte er von seinem Standpunkt aus bemerkt, wie die Dame beim Absteigen mit einer Falte des dunklen Seidentleides am Sattelhorn festhing, ein von ihr nicht bemerkter Knick riß das Kleid los und öffnete eine Falte, so daß etwas Weißes, wie ein zusammengefaltetes Blatt Papier, zum Vorschein kam. Des Sergeanten Augen ließen den hellen Fleck nicht fahren, und als sie nun stolz, ohne den am Thürpfosten Lehrenden eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüberauschte, kostete es den Belgier nur eine kleine Handbewegung und er hatte den Gegenstand in seinen Fingern.

Noch vier andere Augen hatten diesen Vorgang beobachtet: die der beiden Fußgänger, die sich jetzt, in der Nähe beisehen, als zwei Indianer entpuppten. Der eine war bereits ein älterer Mann mit scharf markirten Gesichtszügen und weit vorspringender Adlernase. Seine Augen waren halb geschlossen und blinzelten in der Sonne wie die eines schlaftrigen Wolfes. Sein Gefährte, kaum dem Knabenalter entwachsen, war groß und schlank. Aus dem rotbraunen, etwas breitröthlichen Gesicht blickte ein Paar dunkler Augen scharf und forschend auf den fremden Krieger, als dieser nach dem Kleide der vorbeischießenden Dame griff.

Einige leise durch die Zähne gemurmelte Worte des jungen Indianers hatten bei dem alten nur ein fast unmerkliches Augenzwinkern zur Folge. Lässig drehte er sich mit seinem ledernen Gesicht um, eine kurze Bemerkung wurde von dem Knaben aufgefangen, dann schritt der Alte mit dem leisen Tritt des Natursohnes der Savanne langsam durch dieselbe Thür ins Innere.

Van Zeen hatte unbekümmert um den Indianer das Papier sofort entfaltet. Auf einer Seite war es mit Schrift bedeckt, diese aber nicht zu lesen, da die Buchstaben in einer Reihenfolge standen, die in den van Zeen bekannten Sprachen keinen Sinn herauslesen ließ. Am Ende befand sich eine merkwürdige Hieroglyphe, die den Leser stutzen ließ. Aus seiner Zudentjahre holte er das berühmte Feldwebelnotizbuch, schlug es auf und verglich die Schrift mit einigen Notizen. Ein hämisch triumphirendes Lächeln zog seinen bärtigen Mund in die Breite, samt den Löchern seiner plumpen Stumpfnase. Seine an sich schon nicht sehr anziehende Physiognomie wurde geradezu häßlich, wie die einer zähnefletschenden Bulldogge.

(Fortsetzung folgt.)

In der Hefelallee.

(Bd. 6. 501.)

Kommt die die Allee nicht bekannt vor? Bist du nicht etwa selbst schon auf einer dieser grünen Bänke gesessen oder „in Gottes Namen“ hindurchgegangen, vulgo Ephekruten gelaufen durch die Kreuzfeuer von Medisance und Klatsch, mit dem unbehaglich kalten Gefühl im Rücken, das dich sicher beschleicht, du magst noch so ohne Furcht und Tadel sein.

Heute sind sie wieder einmal in pleno versammelt, die Hefelvirtuosin, die bösen Mäulchen und Mäuler der Residenz. Der, gleich rechts, das ist der boshafte Rentier Weber mit seiner Frau und der häßlichen Tochter, ganz unten sitzt die Steuerrätin mit ihren drei Unverforgten; die Apothekerswitwe und ihre diese Freundin, die Kanzleirätin, sind auch da, der Privatier Hirsch mit Frau und Schwiegermutter, Hofschneidermeister Weg mit Familie, der alte Baron Spangens mit Frau und Schwägerin und die beiden von ihren Renten lebenden Reisenbergs mit ihrer Nichte und so weiter — eine recht nette Gesellschaft und gar nicht klatschflüchtig, beiseite nicht!

Die zwei jungen Frauen, die da mit ihren Kindern aus der Allee treten, sind durch — selbstverständlich nicht ohne nach rechts und links Stoff zur Unterhaltung geboten zu haben. „Was die Bildermann für luxuriöse Toilette macht,“ sagt die Frau Hofschneidermeisterin, „und doch weiß man, daß die Leute nichts haben! Didiethun ist der ganze Reichtum, nimmt mich nur wunder, wo sie's hernimmt!“ — „Und das Amethystkollier, das die Frau trägt!“ rief die häßliche Weber; „ihr Mann, der Feserendor, wird's aus keiner Gehaltsaufbesserung angeschafft haben, fünf Mark pro Monat — ha, ha, ha!“ — „O, wenn ich da reden wollte,“ sagt die Apothekerswitwe zur Kanzleirätin, „die Damms wohnt ja bei uns zur Miete!“ — „Bitte, rede doch!“ rief die Kanzleirätin. „Du weißt, es bleibt ganz unter uns.“ — Der junge Mann mit dem hübschen Frauchen am Arm ist nicht aus der Residenz, das Pärchen ist wohl auf der Hochzeitsreise. Wer mögen die sein? Wenn man nur etwas über sie wüßte, eine ganz kleine Geschichte nur, aber so gar nichts, das ist förmlich alterierend. — Der reiche Dr. Erb, der da allein einherwandelt, hat die ganze verfloßene Ballaison hindurch wieder allen Angriffen mit empörender Herzlosigkeit widerstanden, nichts hat ihn zu rühren vermocht, seine getanzten noch gesungenen oder flaviergespielten Avancen, an dem Manne ist Dar und Moll verloren. — „So verliest, Doktorchen?“ ruft ihm der alte Baron Spangens zu, „so schauen Sie doch auch auf den hübschen Blumenlor!“ — „Danke, Baron, kenne das: Belladonna, ganz hübsch, aber giftig.“ — „Connu,“ sendet die ledige Baroness ihm nach; „wer über die Frauen schimpft, der hat sie zu lieb gehabt!“ — Hinter dem Doktor geht der Maler Wallner, in eine Kritik seines neuesten Gemäldes vertieft, an dem nicht viel zu zerreichen ist. „Kein Geld, keine Figur, nichts als das hübsche Talent,“ meint die Steuerrätin, „und das ist so unsicher.“ — Da bietet die junge Witwe Kurz mehr Stoff. weiß doch die Kaufmann Bohnenberger, die der Steuerrätin gegenüber sitzt, daß der Lieutenant Binder ihr gewaltig die Cour macht, ihrem Gelde natürlich, denn er hat ja enorme Schulden und warum er die hat, das weiß man in der Residenz im allgemeinen und beim Balletcorps im besondern!

Und so zischelt's, tuschelt's und hechelt's durcheinander bis der Aufbruch erfolgt und die Allee nach und nach leer wird. Nun wird es erst schön, unser Plätzchen, wärmer schreit die Sonne darauf, die Luft ist frischer, das Gras leuchtender. Hoch oben aber im Blättergrün wiegt sich auf schwanke Zweige eine Spottdroffel, die den Abziehenden nachruft: „Jivi, jivi!“, was in der Vogelsprache so viel heißt als: „Schämt euch, schämt euch!“



Spieler für Knaben.

Kreisball. Der Kreisball eignet sich vorzüglich für eine größere Anzahl Spielender, für vielleicht ein Duzend. Sie bilden einen Kreis, dessen Durchmesser eine gewöhnliche Wurfweite beträgt, und jeder bezeichnend seinen Standpunkt durch einen Stein. Die Spieler verteilen sich in der Umfangslinie des Kreises in möglichst gleichen Entfernungen und einer wirft den Ball dem andern zu, nicht bloß dem zunächststehenden, sondern irgend einem Beliebigen. Wer den gut geworfenen Ball nicht fängt, muß zur Strafe keinen Platz verlassen und in den Kreis treten.

Jetzt wird zwar der Ball auch noch weiter geworfen in der bisherigen Weise, jeder hat aber das Recht, nach dem im Kreise befindlichen, der diesmal Anton heißen soll, zu werfen. Wer dabei fehlt, muß zur Strafe selbst in den Kreis und als Zielscheibe dienen. Ist Anton getroffen, so fliehen alle von ihren Plätzen weiter auswärts, bis jener den Ball in der Hand hat und „Stillstand“ befiehlt. Er darf innerhalb des Kreises jede beliebige Stelle einnehmen, denselben aber nicht verlassen. Von hier aus wirft er nach demjenigen, der ihm am nächsten dünkt. Trifft er, so muß der Getroffene ebenfalls zu ihm in den Kreis. War vorher der Ball aus dem Kreise hinausgeworfen, so darf Anton ihn zwar holen, muß aber wieder in den Kreis zurück. Fehlt Anton bei seinem Wurf, so erhält er keine weitere Strafe, seine Mühe war nur fruchtlos. Alle kehren dann an ihre Plätze zurück, lassen den Ball von neuem herumgehen, werfen ihn denjenigen zu, die den im Kreise befindlichen und fortwährend fliehenden am nächsten sind, und diese werfen abermals nach jenen im

Kreise. Ist von den im Umfange Stehenden nur noch einer übrig, so hat dieser das Recht, von einem Platz des Umkreises nach dem andern zu laufen und nach jenen im Innern zu werfen. Von den letzteren darf zwar nur stets derjenige werfen, welcher getroffen worden ist, seine Kameraden müssen ihm aber nach allen Kräften dazu behilflich sein, daß er den Ball rasch in die Hand bekommt und Stillstand befiehlt kann. Wenn der Uebrigbleibende trifft, ist matt oder tot und muß aus dem Kreise heraustreten. Hat er auf diese Art alle herausgeschafft, so ist er König; fehlt er oder wird er getroffen, so muß er auch ins Spiel; in beiden Fällen beginnt ein neues Spiel.

Diesem Kreisball ist das schweizerische Eck und Kräfte (Krippe) ähnlich. Es teilen sich die Spieler hiebei in zwei Parteien, die eine derselben nimmt ihren Standpunkt am Eck ein, von der Gegenpartei muß einer an die in der Mitte befindliche Stelle treten, welches das Kräfte heißt. Ein am Eck Stehender wirft nach ihm; trifft er, so entläßt die werfende Partei und der am Kräfte Stehende sucht so rasch als möglich den Ball zu erhalten, um einen der Fliehenden zu treffen. Fehlt er, so ist er matt und tritt aus dem Spiele. Auf diese Weise suchen die Werfer am Eck alle am Kräfte aus dem Spiel hinauszuschaffen. Sind sie aber selbst durch Fehlwürfe bis auf einen hinausgeschafft, so versucht sich dieser letzte in ähnlicher Weise wie beim Kreisball durch Hin- und Herlaufen gegen die Würfe der Gegner zu sichern und diese durch Treffen hinauszuschaffen. — Ein anderer Kreisball der Schweizer Kinder ist der Fuhr- oder Fuhr- (Faul-) Ball. Wird dieser von acht Kindern gespielt, so treten vier davon an die vier Ecken eines Quadrates, in Würfweite von einander, die vier anderen nach dem Mittelpunkte zusammen. Die außen Stehenden haben sechs voraus, die innen Stehenden drei, das heißt sie dürfen so vielmal fehl werfen. Haben sie diese Zahl überschritten, so müssen sie als „faul“ heraus. Das übrige Verfahren mit Fliehen, Stillstandrufen und Werfen ähnelt dem gewöhnlichen Kreisball.

Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Ein genähter Fisch. Dieser Fisch wird hergestellt aus einem Stück farbigem Wollstoff, in Fischform ausgeschnitten. Die Schuppen bilden Gazelecken, mit einer Glasperle zugleich werden dieselben aufgenäht. Das Maul gibt ein Restchen Stiderei,



Flößen und Schwanz Streifen von Steifutter, das Auge eine rote oder große schwarze Glasperle. Man ist im Stande, die mannigfaltigsten Fische aus kleinen Ueberbleibeln von Stoffen leicht herzustellen, die, auf Kästchen, Albumdeckeln, Zeitungshaltern aufgesteckt, recht hübsch sich ausnehmen.

Allderrätsel.



ALLES

Auflösung der Buchstaben-Spielaufgabe Seite 430:

|   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|
| u | r | b | a | n |
| r | h | e | b | e |
| b | e | l | e | g |
| a | b | e | l | e |
| n | e | g | e | r |



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witz.

Der Tabakladen à la mode.

In der Nähe des Palais Royal zu Paris befand sich bis zu den letzten Zeiten der Hauptmannperiode ein Tabakladen, der weitum berühmt war und dessen Casanova in seinen Memoiren gedenkt. Dieser Abenteurer war über die vielen Kunden des Geschäfts erstaunt und fragte seinen Begleiter nach der Ursache.

„Die Leute,“ lautete die Antwort, „laufen sich Tabak.“  
„Ist dies der einzige Tabakladen in Paris?“ fragte Casanova weiter.

„Gott behüte, man verkauft an tausend Stellen Tabak.“  
„Dann ist derselbe besser, als wo anders.“  
„Auch das nicht. Die Herzogin von Chartres ist schuld daran.“  
„Wie das?“  
„Als sie vom Palais Royal spazieren fuhr, hat sie ihren Wogen vielleicht dreimal vor dem Laden halten und dort ihre Doze füllen lassen, während sie laut behauptete, hier sei der beste Tabak zu haben.“

„Und man glaubte ihr?“ Sie sehen es. Die Händlerin verkauft durchschnittlich während des Tages für hundert Thaler. Die Herzogin hat wahrscheinlich keine Ahnung von dem Glücke, dessen Ursache sie ist. Am Gegenteil, sie hat mit Bewußtsein gehandelt und einen sinnreichen Gedanken zur Ausführung gebracht. Die Händlerin hatte sich eben verheiratet, die Herzogin fand Wohlgefallen an dem jungen Paare, doch sollte ihr gutes Werk nicht als eine Wohlthat erscheinen. Ist das Mittel, das sie erdachte und anwandte, nicht köstlich? Casanova stimmte dem bei. Der Tabakladen blieb übrigens hundertundzehn Jahre in Mode, dann mußte er nach der andern Seite der Straße verlegt werden, da das Haus, in dem er sich sonst befand, den Verschönerungsarbeiten zum Opfer fiel.

Ueber die Gagenerhöhung der Offiziere in Oesterreich scherzt ein Wiener Blatt: Der Oberlieutenant: „Liebe Fanny, Du bist seit einiger Zeit so seltsam zurückhaltend, ja kühl in Deinem Benehmen, daß ich Dich ernsthaft um eine Aufklärung bitten muß. Als Bräutigam habe ich nicht nur das Recht hierzu, sondern sogar die Pflicht!... Liebst Du mich vielleicht nicht mehr?“ Fanny: „O ja, aber... (in Thränen ausbrechend) ach Gott, aus unserer Heirat kann nichts werden!“ Der Oberlieutenant (entsetzt): „Was sagst Du? Wir haben doch erst eine Gagenerhöhung bekommen, und...“ Fanny (schluchzend): „Das ist's ja eben! Die Leute werden glauben, daß ich eine — Geldheirat machen will. Ach Gott, ich bin ein unglückliches Mädchen!“

Finanztalent.

Onkel: „Nehmes Karichen, weil Du Deine Sache so gut gemacht hast, sollst Du eine Belohnung bekommen! (Reicht ihm einen Thaler und eine Banknote.) Was willst Du lieber, den Thaler oder das Papier?“ Karl: „Das Papier auch, um den Thaler darin einzuwickeln.“

Sehr einfach.

Professor: „Die alten Griechen bauten ihre Theater so, daß die Zuschauer in unbedecktem Raume saßen.“ Schüler: „Was thaten die alten Griechen aber, wenn sie im Theater waren und es fing an zu regnen!“ Professor (nimmt bedächtigt die Brille ab, puzt die Gläser und setzt sie wieder auf): „Wenn es regnet zur Zeit, da die alten Griechen im Theater waren, dann wurden die alten Griechen naß.“



Aus allen Gebieten.

Ueber die Benützung der Kürbisse zu Kompott oder als Beigabe zu Rindfleisch

entnehmen wir dem 33. Bericht des Thüringer Gartenbauvereins zu Gotha folgendes: Am besten ist zum Einmachen überhaupt der Kürbis mit rölliggelbem Fleische von mittlerer Größe. Stellt man denselben nach der Reife an einen kalten, luftigen, aber frostfreien Ort und wartet mit dem Einmachen bis gegen Weihnachten, so steht er der Melone gleich. Man rechnet: 1 Kilo vorgerichteter Stücke, 1 Kilo Zucker, 2 Gramm pulverisirter Ingwer und 0,6 Gramm gestoßener weißer Pfeffer und der dritte Teil von 1,1 Gramm Cayennepfeffer. Der Kürbis wird, so weit die Schale hart ist, abgeschält, durchgeschnitten, das Kerngehäuse mit einem Eßlöffel herausgenommen und in Stücke von der Größe eines kleinen Fingers geschnitten, die man in stark siedendem Wasser einmal aufkochen läßt. Dann lasse man solche auf einem Siebe ablaufen, lege sie in eine porzellanene Schüssel, streue das bemerkte Gewürz und geriebenen Zucker darüber und lasse sie über Nacht zugedeckt stehen. Am nachfolgenden Tage bringe man den Zuckersaft zum Kochen, lege den Kürbis hinein und lasse ihn nur eine Weile darin kochen, bis er klar wird; weich aber darf er nicht werden. Darauf fülle man ihn in ein Glas, koche den Saft sirupähnlich ein und gieße ihn abgekühlt darüber. Sollte derselbe nach einigen Tagen wieder dünn geworden sein, so wird er noch ein wenig eingekocht und erkaltet über den Kürbis geschüttelt, bis dieser bedeckt ist. Auf andere Art: 1,75 Kilo = 3 1/2 Pfund Kürbis, nach vorhergehender Nummer vorgerichtet, 1,5 Kilo = 3 Pfund Zucker, 3 1/2 Tassen echter Wein- oder Bieressig, 58 Gramm = 3 1/2 Lot trockene Ingwerstücke und 8 Gramm = 1/2 Lot Gewürznelken. Der Kürbis wird 48 Stunden in Wasser eingeweiht und in seine Scheiben geschnitten. Alsdann bringt man den Essig mit dem Zucker auf Feuer, schäumt ihn ab, gibt den Kürbis nebst Ingwer und Nelken hinein, und kocht erstern unter öfterem Umrühren, bis die Stücke klar, aber noch nicht weich geworden sind. Dann legt man ihn rasch mit einem Schaumlöffel auf eine flache Schüssel, läßt ihn nebst dem Saft erkalten und füllt beides in ein Glas. Das Aufkochen ist hierbei überflüssig.

Vermehrung der Gehölze.

Das chinesische Vermehrungsverfahren der Gehölze wird auch in dem Obst- und Weinbau nicht ohne Einfluß bleiben, wenigstens sehr viel dazu beitragen, daß billigere Preise der Setzlinge erwartet werden können. Mit Hilfe dieser neuen Vermehrungsweise

können nämlich in einem Jahr verschiedene junge Holzpflanzen in großer Menge gewonnen werden. Das Verfahren besteht darin, daß man im ersten Frühjahr rund um eine Mutterpflanze, welche stark vermehrt werden soll, die Erde 5—10 Centimeter tief wegnimmt und alle Reste in Radien mit Hacken oder in A-Form gebogenen Weidenstöckchen auf dem Boden befestigt. Schon nach einigen Wochen wird aus jedem Auge ein Trieb aufrecht hervorzuschauen. Sobald diese Nebenstängel eine Länge von etwa 10 Centimeter erreicht haben, wird fruchtbare Erde darüber ausgebreitet und zwar derart, daß die obere Hälfte der jungen Zweige frei bleibt. Bis zum folgenden Spätjahr haben alle diese krautartigen Triebe an ihrem Grund schon Wurzeln gemacht und können als selbständige Pflanzen geerntet werden. Man wird so viele junge Setzlinge erhalten, wie der Strauch Knospen getragen hatte, also eine Menge, die durch keine andere Vermehrung erreicht werden kann. In dieser Weise lassen sich alle Laubholzarten behandeln, als: Stachelbeeren, Johannisbeeren, Springen, Quitten, selbst Pfirsichbäume, überhaupt alle Gehölze, welche ein weiches Holz haben. Man glaubt, daß zur Vermehrung der Weinstöcke, namentlich, um Setzlinge mit einem reichbewurzelten Fußtnoten zu erhalten, kein anderes Verfahren ein besseres Ergebnis bringen wird. Es steht zu erwarten, daß in dieser Beziehung, namentlich über die Reben, noch interessante und wichtige Erfahrungen gemacht werden.

Kaufbaum-Imitation.

Wie uns von einem Fachmann mitgeteilt wird, kann man aus Kiefern- oder Birkenholz gefertigten Möbeln und sonstigen Gegenständen mit Leichtigkeit durch eine einfache Beizung das Ansehen von Kaufbaumholz verleißen. Zu dieser Beize verwendet man eine Auflösung von 100 Gramm manganäurem Kali, 100 Gramm schwefelsaurer Magnesia in 2—3 Liter heissem Wasser. Man trägt diese Auflösung mit einem Pinsel auf das Holz auf und überstreicht dasselbe, sobald der erste Anstrich getrocknet, noch einmal. Das manganäure Salz, mit dem Holze in Verbindung gebracht, zerfällt sich und entsteht hierdurch eine schöne und auch haltbare Kaufbaumfarbe. Kleine Holzgegenstände kann man dadurch beizen, daß man von obiger Auflösung ein sehr verdünntes Bad fertigt, die Gegenstände hineintaucht und je nach der gewünschten Färbung eine bis fünf Minuten darin läßt.

Rezepte.

Seisensurrogat aus Koffkastanien. Man gießt auf je 1 Pfund zerstoßene und getrocknete Kastanien 4 Liter Wasser, läßt dasselbe 8 Tage stehen und rührt es öfters um. Dieses Wasser erleiht das Seiswasser und ist besonders gut für feine Wäsche. — Das Pulver aus Kastanien macht die Haut weich, zart und geschmeidig und kann demnach als billiges Waspulver für Toiletentische dienen.

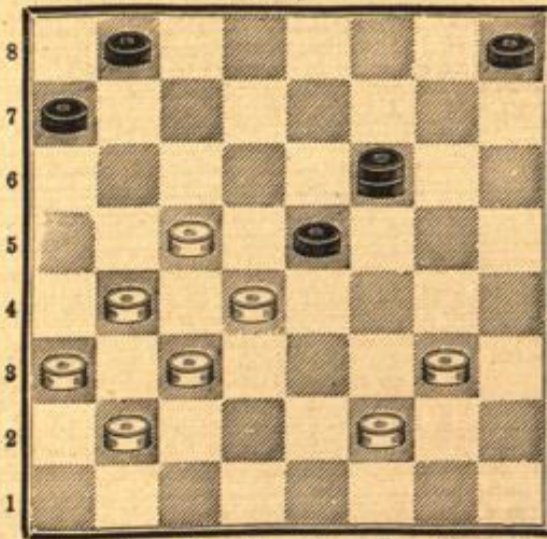
Gegenstände aus Hartgummi zu fitten. Man bedient sich dazu am besten des Marineleims. Derselbe besteht aus einer Lösung von 1 Teil Kautschuk in 12 Teilen Terpentin, rektifiziertem Steinöl oder Steinsolventeröl, welche mit 2 Teilen Schellack oder Asphalt verjagt und dann so lange erhitzt wird, bis die Masse gleichartig geworden ist. Für den Gebrauch wird dieselbe im Wasserbade geschmolzen, alsdann vorsichtig über freiem Feuer bis zu 140 Grad (jedoch nicht höher) erhitzt und auf die zuvor erdarrten Bruchstellen aufgetragen.

Kartoffeln den Sommer über aufzubewahren. Legt man Kartoffeln in eine Flüssigkeit, welche aus 10 Gewichtsteilen Ammoniaklösung (Salmiakgeist) und 180 Gewichtsteilen Wasser besteht, und läßt sie darin fünf Tage lang, so haben sie nach dem Abtrocknen nichts von ihrem Geschmack eingebüßt, wachsen aber auch nicht mehr aus, weil das Ammoniak die Keimkraft zerstört hat. Solche Kartoffeln lassen sich ein Jahr lang aufbewahren.

Damenspiel.

Aufgabe Nr. 11.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 10, Seite 455:

- 1) E3 - F4 . . . . . 1) D.C5 - G1.
2) F4 - E5 . . . . . 2) D6 - F4.
3) G5 - E3 . . . . . 3) D.G1 - G7.
4) H6 nimmt F8 D. und gewinnt.

Briefwechsel für Schach und Damenspiel.

Verichtigung. In der Damenspiel-Aufgabe Nr. 8 muß die weiße Dame auf C3 gestellt werden. Dr. Hermann Enders in Großbrettenbach, C. v. D. in Prag, L. M. in Verleberg, Karl Dietrich in Metzberg. In Nr. 8 führt 1) D. H 3 - F 1 nicht zum Ziel, weil 1) D. H 3 - E 4 folgt. Hermann Schmidt in Magdeburg, E. Gerold in Berlin, F. Forstlager in Wien, E. Spiro in Brünn, R. Dornfeld in Breslau, Fr. Rathhans in Danzig. In Nr. 7 wird 1) D. H 7 - G 6 durch E. G 8 - F 6 widerlegt. Das Matt muß genau mit dem dritten Zuge erzwungen werden. K. Schulze in Stettin. Der Bauer, der auf ein Feld der Wandrücke gelangt, auf dem ursprünglich die feindlichen Figuren standen haben, kann dort in eine zweite Dame, dritten Springer u. verwandelt werden. Wenn die ursprüngliche Dame noch vorhanden ist, muß man selbstverständlich die zweite Dame einem andern Spiel entnehmen. Siehe: Kleines Lehrbuch des Schachspiels. Verlag von W. Neumann in Leipzig. Dritte Auflage. Preis 1 Mark. Ueber Nr. 6 bitte Verichtigung zu verleißen. Dr. Widrich in St. Jmer. In Nr. 7 übersehen Sie, daß nach 1) E. E 1 - H 4, R. E 6 nimmt E 5; 2) D. H 7 - H 6 der Springer G 8 die Dame schlagen kann. Die Lösung muß stets spätmöglich in der angegebenen Folgezahl erzwungen werden. Leo Bernz. Die Damenspiel-Aufgabe Nr. 6 gehört der älteren Spielart an, in der die Damen nur einen Schritt weit gehen. Dr. Viktor Lion in Philadelphia, Karl v. D. in Preussisch, E. Döring in Baden, L. K. in Potsdam, Marie S. in Spandau. In der Aufgabe Nr. 5 von M. K. L. nach 1) L. E 3 nimmt E 4, R. E 5 - F 5; 2) D. E 8 - H 5; 3) D. D 2 - G 5 das Schach, so daß das Matt mit dem zweiten Zuge nicht mehr erfolgen kann. Dr. K. in Kreuzau, W. St. in Krafau, L. v. G. Bergmann in Bremen, Gerhard K. in Würzburg. Wenn in Nr. 1 L. B 3 - E 6, B 4 - B 3; 2) L. E 6 nimmt B 3, B 5 - B 4 (jetzt 2) L. C 1 - C 4 nicht matt, weil R. D 4 - D 5 folgt. A. G. in Berlin, Fr. C. Engels in Grätz, Nr. 9 und mehrere frühere Aufgaben richtig. In Nr. 8 jedoch hat 1) D. H 3 - F 3 keinen Erfolg. Schwarz spielt R. E 5 - D 4 und beantwortet 2) L. A 2 - B 1 mit L. G 1 - H 2; - A. Dinslage in Detm. Nr. 2 und 3. - Fr. Rosa Döhner in Detm., Karl Gerold in Berlin, E. D. in Frankfurt a. M. Nr. 1 und 2 r. - A. Schulze in Stettin, L. Warburg in Danzig, D. Meier in Bremen. Nr. 3 r. Dr. Joseph Kunz in Wien. In Nr. 10 wird der Zug 1) L. H 4 - H 2 durch R. E 3 - D 4 beantwortet, wodurch das Matt, das mit dem zweiten Zuge folgen soll, vereitelt wird. - J. F. Thaden in Großenfelde, Hagerie in Danzig, E. Gubruer in Berlin. Nr. 8 r. - J. R. in Hamburg. Ihre Damenspiel-Aufgabe wird geprüft werden. Dr. W. Berend in Berlin, E. Ambach in Rotterdam, W. Dubois in Paris, L. Sander in Preßburg, W. Jones in Wien, Auguste van S. in Brügge. Damenspiel-Aufgabe Nr. 9 richtig gelöst.

Rösselsprung.

Table with 8 columns and 8 rows for a knight's tour puzzle. Columns: berg, ge, he, betn, in, lings, hof, gen. Rows: ter, foh, fühl, gen, kehrt, le, fließt, und.

Von den alten Jahrgängen

unserer „Illustrierten Welt“ vor 1883 sind die Jahrgänge 1853 bis 1862, 1864 bis 1879 und 1882 vollständig vergriffen. Wir haben jetzt nur noch von den Jahrgängen 1863, 1880 und 1881 einige wenige Exemplare im Vorrat, und können solche, soweit dieser ausreicht, was nicht mehr lange der Fall sein wird, noch zu den nachstehenden bedeutend ermäßigten Preisen liefern, nämlich:

- Jahrgang 1863 gebunden für . . 4 Mark,
1880 broschirt für . . 3
1881 . . . . . 3

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche diese Jahrgänge oder einen derselben zum ermäßigten Preise zur Ergänzung noch zu erwerben wünschen, wollen mit ihrer Bestellung nicht säumen, sie könnten sonst leicht zu spät kommen.

Dies als Antwort auf die immer wiederkehrenden vielen Anfragen.

Stuttgart, im Mai 1886.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Dr. S. Sch. in Gr. (Anton Solothurn). Das Verbmah ist zu willkürlich behandelt. Rhythmus soll heis in der Musik sein. Dr. O. Engelmann in Rofod. Pers. Injektionspulver mit einem dazu geeigneten Blasebalg auf die Pflanzen veräußert. Fr. Katharine Lemme in Adin. Der Spruch Johannes Pauli heißt: „Audi, vide, tace, Si vis vivere in pace, Sicut, hñr und laqueo, Mißß du in Frieden leben.“

J. W. in Schweden. Ueber die in dem Aufsatz über Raffage in Nummer 17 erwahnte Handwurmlur...

Hrn. Kaufmann Werner in Tr. Der Jahrgang 1863 unferes Journals kostet gebunden 4 Mark...

Abonnent im Spreewald. Wenden Sie sich an das Antiquariat von Rosenthal in Munchen...

Abonnent J. S. in Friedel. Jeder hat seine speziellen Vorzuge und Schwachen...

Hrn. J. Meyer in Bremen. Wenden Sie sich an den Leiter des Hotel „Pension de Chaumont“...

Hrn. H. Taubner in Cincinnati. Alle diese drei Manipulationen erfordern teure Apparate...

Hrn. Dr. G. W. in Oeynhausen. Es findet ein Kongress fur Statistiker statt in Altenburg...

Hrn. G. Franz in Kopenhagen. Sportname fur Franzosen; aus der Zeit der grohen Revolution...

Hrn. E. A. in Reihourne. Sie haben gewonnen. Der Name Oper entstand im 17. Jahrhundert...

Richtige Wohnungen von Kuba, Katalien, Charaden etc. sind und zugegangen von: Hrn. Hedwig Olga Richter...

Wilhelmine Ruffschach, Stendal; Ottilie Fren, Zurich; Emma Kocher, Bern; Paula Grete, Mailand...

Korrespondenz fur Gesundheitspflege.

Klara J. in Risheneff. Stotternde konnen nicht gut brieflich kurirt werden. Wir empfehlen Ihnen ubrigens die Broschure...

Ungluckliche Lotte. Wie kann man wahnsinnige Liebe heilen? Eine sehr sonderbare Frage...

J. R. in Kiel. Zur Besprechung auf diese Weise nicht geeignet. Wir konnten leider Ihren vollen Namen nicht entziffern.

Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baiß und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-uber-sicht.

Text: Die Mine von St. Gerolot, Roman nach dem Englischen von W. Wanda. Fortsetzung. - Siebenburgische Rudergewinner...

- Josef Viktor von Scheffel. - Altheutsche Trinkstube, komponiert und nach dem Leben photographirt von Otto von Boich in Frankfurt a. M.

Die „Königliche Zeitung“ sagt über Georg Ebers' Idyll „Eine Frage“:

„Dieses Idyll, antik und doch rein menschlich gehalten, ist eins der lieblichsten, formenvollendetsten Rabinetsstücke der modernen deutschen Literatur.“

In unserem Verlage sind nachstehende vortreffliche Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands erschienen...

Deutscher Dichtersaal. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Ffste, vermehrte Auflage. Mit vielen Portraits und Illustrationen.

The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern, selected and arranged by Ferd. Freiligrath.

Album lyrique de la France moderne. Par Eugène Borel. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte.

Diese drei dem Format und der wesentlichen Ausstattung nach ganz gleichmäßig behandelten Anthologien sind Musterammlungen gediegenster Art...

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine neue, wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Durch Veranstaltung dieser neuen wohlfeilen Ausgabe, welche in 84 Lieferungen von je 3 Bogen zum Preise von nur 50 Pfennig pro Lieferung erscheint, ist nunmehr Jedem, der sich für Palästina und dessen Geschichte interessirt...

Alle acht Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue wohlfeile Ausgabe entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Weisse und crème seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete und Atfasse Nr. 1. 25 Pf. per Meter...

BAD WILDUNGEN.

Gegen Stein-, Gries-, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutmutter, Syphilis etc. sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: Georg Victor-Cuelle und Selenen-Cuelle.

Methoden des vereideten Sachverständigen!!! Bitte zu verlangen Sie... Buchführung... gratis...

Nachfrage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Heftausgaben in zwölf fremden Sprachen.

Die Arbeiterwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern...

Heirat. Welche Heiratsverhältnisse erhalten Sie sofort im verheirateten Gewand (Häckerl) Porto 2 Pf. General-Anzeiger, Berlin S.W. 61.

Harzkäse. Mit 3,60 incl. fr. geg. Nachnahme. Herrn. Kallies jun., Strassburg.

Trunksucht. Weis ist durch mein vorzügliches Mittel und Lehrer auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüft...

Romane von Georg Ebers. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Eine ägyptische Königstochter. Zwölfte Auflage. 3 Bände. M. 15. - Uarda. Ffste Auflage. 3 Bde. M. 15. - Die Schwestern. Fünfzehnte Auflage. M. 7. - Der Kaiser. Zehnte Auflage. 2 Bde. M. 12. - Homo sum. Zwölfte Auflage. M. 7. - Die Frau Bürgemeisterin. Dreizehnte Aufl. M. 7. - Ein Wort. Ffste Auflage. M. 7. - Serapis. Neunte Aufl. M. 7. - Eine Frage. Idyll. Vierte Aufl. M. 5. Sämtlich in feinem Original-Einband.

Trud und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.



Elektrische

Zimmer- und Garten-Belichtung ohne Anwendung von Maschinen mit neuen sehr kräftigen Batterien von A. 25 an. - Elektr. Neuheiten mit Trockenelementen...

Dynamo-elekt.

Maschinen für Schulzwecke, zum Galvanisieren und zu Beleuchtungsanlagen für Hamel- und Maschinenbetrieb (von M. 50 an 2 bis 3 elektr. Lampen speisend)...

Wolff & Ricks,

Fabrik elektrischer Apparate. Berlin SW., Zimmerstrasse 95/96.

Stotter!

wird brieflich geliebt. Anfr. n. Ret.-Marke an Arthur Heilmordinger, Strassburg i. L.

Täglich 6-10 Mark

kann sich jeder als Nebenerwerb leicht verdienen. Kaufamt! 1189 Müller-Sens, Jofangs (Schweiz).

Planinos, billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probeausgabe, Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Einem herrlichen Schlaftraum, der gut bekommt, erhalten Sie aus 1/2 ecktem Roggen...

Station Reibnig Bad Warmbrunn, Station Hirschberg der Schleifchen Gebirgsbahn. altal. salin. Thermen v. 25-40° C., berüht durch unübertroffene Wirkung gegen Rheumatismus...

C. L. Flemming Klobenstein b. Schwarzenberg i. S. ompf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-wachsenen...

Illustration of various horse-drawn carts and wagons with descriptive text.

Establiert Julius Gertig, 1843. etabliert Ferdinand Gertig 1883. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg.

Echte amerikanische wasserdichte Patent-Wäsche. (beste Marke) zum Selbstreinigen. Illustrirte Preislisten für Private und Wiederverkäufer gratis und franko. Alexander Brünell, Köln und Berlin. 1165

Klinik zur gründlich. Heilung v. Haut-, Interleibstrank-, Schind-, Reckenkrüdt.